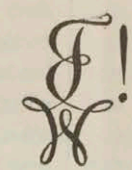
24. Dezember 1901.



No. 103.
14. Jahrgang (29. Semester).

MONATSBERICHTE

der

Freien Wissenschaftlichen Vereinigung

an der Universität Berlin.

Vereinslokal: C., Rosenthalerstrasse 38 II, Eberlbräu. (Fernsprecher III, 130.)

Der Inhalt der Monatsberichte ist streng vertraulich!

Der vorliegende Monatsbericht erscheint verspätet, weil er noch einen Bericht über die Lesehallenwahlen enthalten sollte. Es liegt ihm eine sorgfältig durchgearbeitete und nach vielen Richtungen hin ergänzte Mitgliederliste bei, deren neues Format wegen seiner Handlichkeit wohl dem Wunsche vieler Vbr. Vbr. entsprechen dürfte.

Inhalt:

Unterzeichneter Ballausschuss beehrt sich, alle lieben Alten Herren und Vereinsbrüder mit ihren Angehörigen und Freunden zu der am

Dienstag, den 14. Januar 1902,

Abends 8½ Uhr präc.

im grossen Saale der **Schlaraffia**, Enkeplatz, stattfindenden

Ballfestlichkeit

herzlichst einzuladen.

Eintrittskarten à 2,50 Mark incl. Kaffee sind bei Dr. Ludwig Lippmann, F. W. V. A. H., SW., Hagelsbergerstr. 20, und stud. phil. Hennes, F. W. V. ××× , C., Alexanderstr. 53, zu haben. Wir bitten die Karten möglichst frühzeitig zu beziehen, da nur eine beschränkte Anzahl ausgegeben werden kann.

Für das beste heitere Lied zur Kaffeepause wird eine Dedication als Preis ausgesetzt. Die Lieder sind mit Kennwort an Dr. Ludwig Lippmann bis zum 26. Dezember 1901 einzusenden.

Der Ballausschuss.

Dr. Ludwig Lippmann A.H., Vorsitzender, SW., Hagelsbergerstr. 20 II. Amt VI, 2482.
Fritz Rawitz A.H. Felix Tarnowski A.H.
Bruno Fels. Georg Hennes ×××, Kassenwart, C., Alexanderstr. 53. Hans Kamnitzer.

Zopf und Schwert.

„Tempora mutantur“ rief Vbr. Spanier in seinem kleinen Artikel in Nr. 99 der Monatsberichte und schloss jubelnd mit dem Ausruf Huttens: „Die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!“ „Tempora mutantur,“ so rufe auch ich aus; doch ist es nicht die Freude, die mir diesen Ausruf eingiebt, sondern die wenig erfreulichen Ergebnisse der letzten Generalversammlung. Die Leser dieser Zeilen finden in dem vorliegenden Monatsbericht die Beschlüsse, die dort gefasst wurden, und unter ihnen auch den, der mich zu dieser Erörterung veranlasst hat. Es ist der „Fechtantrag Bruno Fels“, der nach langem Kampf angenommen worden ist. Ich bin nun zwar sonst nichts weniger als Pessimist, aber in diesem Falle kann ich nicht umhin, die Vermutung auszusprechen, dass diese neue Massregel einen wenig heilsamen Einfluss auf das Gedeihen der Vereinigung ausüben wird.

Wer sich jemals damit beschäftigt hat, neue Mitglieder für die Vereinigung zu „keilen“, wird mir ohne Weiteres recht geben, wenn ich behaupte, dass bei diesem schwierigen Geschäft zwei Phasen fast regelmässig zu beobachten sind. Zunächst geht alles recht gut. Die Prinzipien der Vereinigung, als da sind: Pflege der wissenschaftlichen Ausbildung und des geselligen Verkehrs unter den Vereinsbrüdern, der Hinweis auf die stolze Devise: Einigkeit, Recht, Freiheit ganz besonders aber das Motiv, das die Gründung der Vereinigung herbeigeführt, die Bekämpfung des Vorurteils auf jedem Gebiet und grösstmögliche Toleranz gegen Andere, pflegen ihren Einfluss auf den jungen Studenten mit Recht nicht zu verfehlen. Dazu kommt der fröhliche Ton auf der Kneipe, das herzliche Verhältnis zwischen den Aktiven und A. H. A. H. und deren thätiges Mitarbeiten an den Geschäften der Vereinigung, alles Momente, die den Werber bei seinen Versuchen, der Vereinigung neue Mitglieder zuzuführen, unterstützen. Wird dann aber dem schon halb Gewonnenen die Eröffnung gemacht, die Vereinigung huldige dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion, so tritt die ganze Aktion in die zweite, völlig anders gestaltete Phase ein. „Wie?“ so hört man dann meistens, „Ihre Vereinigung, die es sich zur Hauptaufgabe gemacht, den Vorurteilen entgegenzutreten, verhält sich diesem mittelalterlichsten aller Vorurteile gegenüber nicht nur passiv, sondern unterstützt und pflegt es geradezu?“ So oder ähnlich tönt es einem dann entgegen. Wie aber kommt es zustande, dass man trotzdem die Zögernden oft dazu bringt, in die Vereinigung einzutreten? Nun, ich kann das am besten beantworten, da ich es selbst erfahren, als ich mich vor meinem Eintritt in die F. W. V. ähnlich äusserte. Dann setzt sich der „Keiler“ in Positur und lässt schweres Geschütz heranfahren. Er spricht von der Geschichte der F. W. V.; wie sie allezeit eine der führenden Vereine in der Berliner Studentenschaft gewesen, wie ganz bestimmte, zwingende Utilitätsgründe (dabei setzt der Sprecher eine besonders gewichtige Miene auf) die Vereinigung dazu nötigten, die unbedingte Satisfaktion, der er ja persönlich auch nicht sympathisch gegenüberstände, aufrecht zu erhalten. Im Uebrigen käme es durchaus nicht so leicht zu einer Forderung, und wer eine solche nicht gerade suche, könne sich sehr wohl davor hüten. Endlich werde ja stets ein Ehrengericht berufen, dem die Entscheidung in letzter Instanz anheimliege, ob eine Mensur zulässig sei oder nicht, und das eine Forderung aus geringfügigen Ursachen nicht dulde. Das genügt meistens, um dem jungen Studenten, der eben die Schulbank verlassen hat und wohl ein Häuflein schöner Ideale, aber nicht die geringste Ahnung von dem wirklichen Treiben in studentischen Dingen besitzt, für den Augenblick die Bedenken zu nehmen. Dazu kommt der angenehme Kitzel, den Worte wie: „unbedingte Satisfaktion“, „Utilitätsgründe“, „Eintreten für die Prinzipien mit der Waffe in der Hand“ meist auf das unklare, vertrauensselige Gemüt ausüben, und so kommt es grösstenteils doch zum Eintritt in die Vereinigung. So war es bisher, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Fällen. Noch konnte man mit solchen oder ähnlichen Worten den zögernden Neuling beruhigen. Wie aber wird es werden, wenn man noch zu gestehen genötigt ist, der Eintretende sei gezwungen, sofort nach seiner Aktivierung fechten zu lernen und zwei Semester darauf regelmässig einmal wöchentlich an einer Fechtübungsstunde teilzunehmen? Oder will man etwa diese Bestimmung mit Stillschweigen übergehen, und kann man es, ohne sich, gelinde gesagt, eines Mangels an Offenheit schuldig zu machen? Oder will man endlich, wie es von den Verteidigern dieses Antrages geschehen ist, mit der Begründung herausrücken, es sei diese Fechterei nur eine Fürsorge der Vereinigung, die auch in körperlicher Hinsicht für ihre Mitglieder sorgen wolle? Zu dieser Ausrede wird wohl keiner im Ernstfall greifen, und sicherlich nicht zum zweiten Mal, wenn er gehört hat, wie sie das erste Mal aufgenommen worden ist. Dass der Fechtunterricht eine Zahlung von 12 Mark erfordert, und dass ausser dem Vereinsbeitrag noch 50 Pfg. monatlich in die Fechtkasse abzuführen sind, wird man ebenfalls nicht gut verschweigen können. Nun beginnt der Anzuwerbende zu rechnen. Eintritt in die Vereinigung und erster Monatsbeitrag 4 Mark, dazu 12 M. für den Fechtunterricht und 50 Pfg. für die Fechtkasse macht 16,50 M. Dazu kommt im nächsten Semester wieder eine Zahlung von 12 M. für den zweiten (Säbel-) Fechtkursus, sodass ausser beträchtlichen Spesen zwei volle Semester dem Fechten geopfert werden müssen. Man darf diese Geldfrage durchaus nicht ausser Acht lassen. Es bleibt sich nicht gleich, ob der Eintritt in eine Korporation mit geringen oder den immerhin erheblichen Kosten von 16,50 M. verbunden

ist. Wir beziehen eben unsern Nachwuchs nicht ausschliesslich aus dem Tiergartenviertel. Natürlich wird der mit dem Geschäft des „Keilens“ Betraute seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um diese pekuniären Zweifel zu zerstreuen. Das Fechthonorar köune in zwei Raten bezahlt werden, auch seien sonst keine grösseren Kosten mit dem Eintritt in die Vereinigung verknüpft. Aber ich fürchte, das wird meist nicht viel helfen, der Same des Zweifels ist gesät, und nicht selten wird gerade dieser Umstand den schon wegen der unbedingten Satisfaktion Zögernden von dem Eintritt zurückhalten. Endlich ist noch zu bedenken, was manchmal ebenfalls schwer ins Gewicht fallen wird, dass auch bei dem Vater des Betreffenden, der doch meist den Beutel zu ziehen genötigt sein wird, derartige Zweifel auftreten werden, und dass hier erst recht die genannten Beschwichtigungsversuche wirkungslos verhallen werden. Dass auch eine etwaige Mensur mit ganz beträchtlichen Ausgaben verbunden ist, darf endlich auch nicht unerwähnt bleiben.

Dazu kommt noch ein anderer Gesichtspunkt, nicht minder wichtig. Die Vereinigung hat in dem Semesterbrief, der jetzt zum ersten Mal an die Neuimmatrikulierten ergangen ist, in richtiger Erkenntnis hervorgehoben, dass wir nur einen offiziellen Abend hätten. Das ist wichtig und für Viele bestimmend, da eben nicht Jeder in der Lage noch willens ist, einer noch so hochgeschätzten Vereinigung wegen einige Semester zuzugeben. Nun aber kommt für den Neueinretenden zunächst hinzu der Tag des Fuchsenkränzchens, dann aber Tag für Tag, oder mindestens 3—4 mal in der Woche die Fechtstunde. Ausserdem aber darf nicht vergessen werden, dass man gezwungen ist, im Interesse der Vereinigung ab und zu befreundete Korporationen zu besuchen, deren Antritts- und Schlusskneipen meist sogar offiziell sind. Nun wird man ja dies meist als eine notwendige, wenn auch oft nicht sehr lohnende Pflicht hinnehmen. Dem Zwange jedoch, der durch das Fechten ausgeübt wird, dürfte eine grosse Anzahl solcher, die sonst einzutreten gesonnen wären, sich nicht unterziehen wollen. Kurz, diese Zeitfrage, die bisher völlig ausser Betracht geblieben ist, scheint mir von einer grossen Wichtigkeit und dürfte uns ebenfalls in vielen Fällen beträchtlichen Schaden bereiten. Man sieht, es sind ganz nüchterne, reale Gründe, die ich hier anführe, und keine Schwärmereien. Ich komme auch nicht mit dem, was Andere mit wenig Erfolg gegen den Antrag angeführt haben, mit dem Hinweis auf die in unserem Wahlspruch ausgesprochene Freiheit. Ich weiss sehr wohl, dass Freiheit sich nicht mit Ungebundenheit deckt, und es wird mir nie einfallen, auch nur ein Wort gegen unerlässliche Pflichten zu äussern. Wir, die wir diesen Antrag bekämpft haben und den zum Gesetz gewordenen noch bekämpfen, verhehlen es uns keinen Augenblick, dass gerade in dem Zwange, der in mancher Hinsicht durch die Vereinigung ausgeübt wird, eine ihrer Hauptstützen beruht. Wir wissen sehr wohl, dass ein Unterordnen unter gewisse Bedingungen nicht als Verletzung der persönlichen Freiheit aufzufassen ist. Und bis zu welchem Grade wir von dieser Ueberzeugung erfüllt sind, beweist am besten der Umstand, dass eine Anzahl Vereinsbrüder, die gleich mir denken, selbst diesen Beschluss hingenommen haben, obgleich er uns als ein wirklicher Eingriff in die persönliche Freiheit erscheint, ohne ihn jetzt gleich mit unseren Austrittserklärungen beantwortet zu haben. Auch wissen wir sehr wohl und nehmen keinen Anstand, es hier offen auszusprechen, woher dieser Antrag kam. Dass die „Freie Burschenschaft Neo Silesia“ uns oft und immer von Neuem gedrängt hat, die Vereinsbrüder möchten doch sämmtlich fechten lernen, ist bekannt. Und ebensowenig steht es leider ausser Frage, dass dieser Antrag der merkwürdigen Freundschaft mit dieser uns innerlich ganz fremden Verbindung sein Entstehen verdankt. „Das „Freie“ können Sie jetzt wohl streichen in der F. W. V.“, äusserte sich jüngst ein Neo Silese zu zweien unserer Vereinsbrüder. Das sagt genug und macht jeden Kommentar überflüssig, wie man in anderen Kreisen über diese Neuerung denkt.

Was aber führen die Freunde dieses Antrages für ihn ins Feld? Zunächst als Hauptmoment historische Beweggründe, wenn ich so sagen darf. Sie erinnern an die zahlreichen Mensuren der letzten Jahre und daran, wie wenig „ruhmvoll“ diese für die Vereinigung ausgefallen seien. Es sei nicht allzu häufig, dass ein F. W. Ver, der antrete, seinen Gegner „absteche“. Entweder er selbst werde „abgestochen“, oder günstigen Falls werde die Mensur „ausgepaukt“. Und dann heisse es natürlich sofort: „Die F. W. V. ist abgestochen worden.“ Ich will mich hier nun nicht über die Mensuren selbst auslassen, sondern nur zu dieser Begründung das Wort nehmen. Es lässt sich nicht in Abrede stellen, und ich selbst bekenne mich zu der Meinung, dass es erfreulicher wäre, wenn gegebenen Falles der F. W. Ver Paukant seinen Gegner kampfunfähig mache oder wenigstens die Mensur auspauke. Jedoch will ich gleich hinzufügen, dass mich weniger die Ansicht, es sei dies für die F. W. V. ruhmvoller, dazu bestimmt, mich den Freunden des Fechtantrages in dieser Hinsicht anzuschliessen, als vielmehr die Erwägung, dass ich einen Vereinsbruder lieber mit heiler Haut und gesunden Gliedern aus einer solchen Affaire hervorgehen sehe, als umgekehrt. Dass aber ein für unseren Vereinsbruder günstiger Ausgang auch nur im geringsten der Vereinigung zu Gute kommt oder ihr zu besonderem Ruhme gereicht, muss ich ganz entschieden bestreiten. Diese Begründung war in der That recht unglücklich gewählt. Sie hätte allein dann ihre Berechtigung gehabt — und darauf lege ich ganz besonders Gewicht —, wenn bei einer Mensur, die durch irgendwelche persönlichen oder prin-

zipiellen Streitereien zwischen F. W. V. und einer anderen Korporation hervorgegangen ist, der Sieg von derjenigen Vereinigung und den Prinzipien in Anspruch genommen werden darf, deren Vertreter den der Gegenpartei abgestochen hat. Und das wird doch wohl der begeistertste Anhänger dieses Fechtantrages nicht behaupten wollen. Nehmen wir ein Beispiel und betrachten einen Fall, der jetzt aktuell ist. Es ist den Lesern dieser Berichte aus dem Vorhergegangenen wohl bekannt, durch welche Vorgänge die Chargiertenforderung von Seiten des V. D. St. an unseren jetzigen Präsident Apfel zustande gekommen ist, und welche traurige Rolle der V. D. St. in dieser ganzen Virchow-Angelegenheit gespielt hat. Gesetzt den Fall, der Rektor hätte nicht, wie geschehen, interveniert, und der Ausgang dieser Mensuren würde sich für uns ungünstig gestalten, dann müssen konsequenterweise diejenigen, welche den erwähnten Grund für den Antrag ins Feld geführt haben, zu dem Geständnis gebracht werden, der moralische Sieg läge gleichfalls auf Seiten des V. D. St., uns aber hätte diese Angelegenheit nichts weniger als Ruhm eingetragen, und deshalb, um uns dergestalt den fehlenden Ruhm zu beschaffen, sei der Fechtantrag da. Ich aber möchte gerade an dieser Stelle darauf hinweisen, dass einzig und allein durch diese Mensuren dem V. D. St. es ermöglicht wird, seine Blamagen wenigstens in den Augen seiner Freunde, welche, man höre und staune, sogar ihrerseits dem V. D. St. die ernstlichsten Vorwürfe gemacht, dadurch wieder einigermassen gut zu machen, dass sie jetzt wohl ihre „Renommierfechter“ vorschicken werden, um möglichst „ruhmvoll“ abzuschneiden. Natürlich wird dann der spätere Chronist des V. D. St. nicht ermangeln, seinem Berichte über diese Affaire hinzuzufügen: „Wir überbrachten natürlich der F. W. V. eine Chargiertenforderung und sandten ihren Vertreter mit blutigem Kopfe heim.“ Dazu bieten wir dem V. D. St. die Hand, und alles dies zum grösseren Ruhm und zur grösseren Ehre der F. W. V.

Des Weiteren sind in der Debatte von Seiten der befürwortenden Partei zwei Aeusserungen gefallen, die zu hören wohl auch viele Andere schmerzen wird. „Couleurmässiger“ müsse es bei uns zugehen und „schneidiger“, wenigstens im Auftreten des Einzelnen, wie später hinzugefügt wurde. Das sei hiermit konstatiert. Einen unfreiwilligen Witz machte einer von denen, die für den Antrag eintraten, dadurch, dass er als eine weitere Begründung für die Notwendigkeit der neuen Einrichtung anführte, es sei nötig, die Vereinsbrüder zum Fechten zu zwingen, denn aus eigenem Antriebe würden nur Wenige sich zum Fechten entschliessen. Dass daraus zur Evidenz hervorgeht, es seien eben nur Wenige für dieses neue Gesetz, ist ebenso klar, wie es unverständlich ist — und diese Frage wird wohl einem Jedem, der diese Zeilen liest, auf der Zunge liegen —, wie denn überhaupt dieser Antrag hat angenommen werden können. Ich für meine Person möchte dies zwei Umständen zuschreiben. Zunächst der endlos langen Dauer, die unsere Generalversammlungen leider angenommen haben, ein Umstand, der meist eine ein- oder mehrmalige Vertagung nötig macht. So war es auch bei dieser. Diejenige, welche uns diesen Fechtantrag und seine Annahme bescherte, war der des letzten Semesters dritter Teil. Dass dann eine allgemeine Abspannung eintritt — es wird meist 3 Uhr morgens —, und der Wunsch, möglichst bald zu Ende zu kommen, die Verhandlungen in erheblicher Weise beeinträchtigt, hat diese letzte Generalversammlung leider wieder einmal gezeigt. Als zweites Moment sind die Schlussanträge zu nennen, die dann natürlich fortwährend einlaufen, oft mit Recht, manchmal aber, wie es in diesem Fall geschah, zum grössten Verderben. Die Vereinsbrüder hatten eben nur noch ein Ziel, das, zu Ende zu kommen, und so wurde dieser Antrag, dessen Tragweite man in der späten Stunde wohl nicht ganz überblickte, zum Gesetz, obgleich noch eine grosse Anzahl von Rednern auf der Liste stand.

Ich komme nunmehr zu derjenigen Begründung, die unstreitig eine gewisse Berechtigung hat, die uns aber zugleich eine Perspektive eröffnet, wohin uns diese unzweifelhaft richtige Thatsache führen kann. Durch das Fechten sollen die Vereinsbrüder in der Uebung bleiben, um gegebenenfalles mit einer gewissen Sicherheit in die Mensur gehen zu können. Das mag richtig sein. Wenn jedoch diese einzige Begründung genügen soll, um einen Antrag wie diesen annehmbar erscheinen zu lassen, so möchte ich folgendes zu bedenken geben: Soll die „Schneidigkeit“ und Unerschrockenheit der F. W. Ver durch Fechten ausgebildet werden, so darf man dabei nicht stehen bleiben, sondern muss auch Bestimmungsmensuren schaffen. Nur durch die Bedingungen einer echten Mensur kann wahre Unerschrockenheit und „couleurmässige Schneidigkeit“ errungen werden, nota bene, wenn dann noch F. W. Ver vorhanden wären. Und bis zu dieser Ergänzung haben wir es jetzt nicht mehr weit. Nur noch ein kleiner Schritt, und wir sind unfehlbar bei dieser vorletzten Station angelangt, um endlich den letzten zu Bändern und Mützen zu thun.

Und warum sollte man denn denen, die etwa dergleichen forderten, dies verweigern? „Haben wir Fechtzwang“, so sprachen einige Vereinsbrüder wohl nicht ganz im Scherz zu mir, „so soll man uns auch den bunten Schmuck nicht vorenthalten, der sich unstreitig ganz hübsch ausnimmt“. Und auch ich wüsste keinen Grund, der jetzt noch gegen eine solche Erweiterung des Fechtantrages sprechen könnte. Denn was man immer dagegen anführen wollte, alles würde sich nicht nur gegen diese extremen Forderungen richten, sondern auch gegen den Fechtzwang überhaupt und

beides verdammen. So also zieht ein Uebel das andere nach sich, und der „Fluch der bösen That“ bewährt sich wieder einmal auf das Glänzendste. Erst unbedingte Satisfaktion, dann Fechtzwang, endlich Bestimmungsmensuren, und die Kouleur ist fertig. Unsere wissenschaftlichen und aufklärenden Zwecke dürften dann auch bald verschwinden, und die alte F.W.V., diese Hochburg so vieler stolzer, siegreicher und wahrhaft ruhmvoller Kämpfe gegen Unduldsamkeit und Finsternis ist dahin.

Der Weg, der einzig und allein die F.W.V. vor einer Entartung im geschilderten Sinne bewahren kann, ist demnach deutlich vorgeschrieben, und ihn werden wir gehen. Es ist die unbedingte Satisfaktion, wo wir den Hebel ansetzen müssen, sie ist das Uebel, das beseitigt werden muss. Hier aber hilft keine glimpfliche Behandlung, hier frommt kein Erhaltenwollen gewisser Dinge. Das Messer muss angesetzt, der Herd, von dem die Krankheit ausgeht, rücksichtslos gesäubert werden, damit auch nicht der geringste Keim zurückbleibe, der eine neue Erkrankung veranlassen könnte.

Entsetzt werden vielleicht manche die Köpfe schütteln ob dieser radikalen Forderung. Ich aber hoffe zu zeigen, dass es hier wieder durchaus reale Beweggründe sind, die mich zu ihr veranlasst haben. Ich will durchaus nicht das Hauptgewicht darauf legen, dass man längst in allen Kreisen mit Ausnahme der Offiziersgesellschaft — und auch da beginnt es sich zu regen — von der Bewunderung des Duellanten abgekommen ist. Solange man noch im Volke der Ansicht war, dass in dem Duell ein Gottesurteil sich ausspreche, so lange hatte man es gefeiert und immer von neuem da herangezogen, wo keine Instanz mehr übrig war. Diese Zeiten aber sind dahin, und es ist nichts als eine blinde Nahahmung militärischer Sitten und Unsitten, die das Duell in die Studentenschaft hineingetragen und eine Renommiererei ärgster Art hervorgerufen hat. Mein Hauptargument aber liegt in einer ganz anders gearteten Erwägung. Ich frage nur: Wo ist ein Duell, wo eine noch so „ruhmvoll“ ausgetragene Chargiertenforderung, die uns auch nur einen Deut genutzt hätte? Wann ist jemals eine Prinzipienfrage — ich erinnere an die Kämpfe mit dem V. D. St. und dem V. I. St. — durch die Mensur auch nur einen Schritt ihrer Entscheidung näher gerückt? Hat sich jemals der geschlagene Gegner zu der Meinung des Siegers bekannt, oder ist nicht vielmehr nach jeder Mensur der Streit aufs Neue entbrannt! Wo sind also die Utilitätsgründe, diese abgehetzte und abgedroschene Redensart, wo ist der Nutzen, den die unbedingte Satisfaktion uns gebracht hat oder bringen soll? Er ist noch nie — seien wir doch offen genug, es einzugestehen — vorhanden gewesen und wird auch niemals sich zeigen. Lasset uns also ehrlich sein, lassen wir uns durch unsere Gegner nicht täuschen. Man scheint nicht zu wissen, dass selbst der V. D. St. die unbedingte Satisfaktion nicht für alle Mitglieder hat oder, anders gesagt, gewisse Hinterthüren und Klauseln besitzt, die es dem Herrn Dibelius, dem Redner jener Akademikerversammlung, ermöglichen, in sicherer Haut zu bleiben und drei beliebige Herren vor die Front zu schicken, die natürlich gute Fechter sein werden. Dass ich aber mit meiner Meinung durchaus nicht allein dastehe, beweisen die Aeusserungen einer grossen Anzahl von Vereinsbrüdern, die mir wiederholt gesagt haben, ob sie selbst Satisfaktion geben oder nicht, sei ihre Privatangelegenheit, die Vereinigung als solche aber müsse diese Institution über den Haufen werfen. Und das ist auch meine Meinung. Der Einzelne mag in Bezug auf Satisfaktion thun, was ihm beliebt. Ist er aber dafür, so möge er fechten, um sich seiner Haut zu erwehren, thut er es nicht, so ist es sein Schaden. Für die Vereinigung als solche ist diese unbedingte Satisfaktion eine Kette, die lähmend auf die Thatkraft so mancher Vereinsbrüder wirkt; denn das kann ich versichern: Haben wir die unbedingte Satisfaktion nicht, so verpflichte ich mich, eine stattliche Anzahl tüchtiger, fähiger Studenten für uns zu gewinnen. Nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen ist es mir begegnet, dass mir Studenten gesagt haben — und unter ihnen auch einer, der zur selben Zeit im Vorsitz der Finkenschaft sass, ein äusserst tüchtiger Mensch: „Ich wäre längst bei Ihnen aktiv geworden, denn Ihre Prinzipien und Ihre ganze Vereinigung gefällt mir, aber die unbedingte Satisfaktion!“ Und das glaube ich ebenso versichern zu können, dass mit mir noch eine grosse Anzahl Vereinsbrüder ganz anders für die Vereinigung arbeiten und werben würde, wenn wir nicht durch diese unbedingte Satisfaktion gehindert wären.

„Wie aber,“ so höre ich im Geiste manchen fragen, „sollen in Zukunft Prinzipienfragen ausgetragen werden?“ Aber auch dieser Einwurf kann mir nur dienen. Mensuren helfen nichts, das steht einmal fest. Dass ein allgemeines studentisches Ehrengericht in absehbarer Zeit jemals zu Stande kommt, ist für denjenigen, der jetzt in der Studentenschaft steht, völlig ausgeschlossen. Nur wenn alle in geschlossener Reihe vertreten und ihren übereinstimmenden Wunsch nach einem solchen aussprechen, wäre es möglich. Und dieser Glaube ist mehr als eine Utopie. „Noch ist die Studentenschaft nicht reif für solche Dinge“, hört man oft reden. Ein schöner Trost, dieser Wechsel auf eine ungewisse Zukunft! Warum ist sie es nicht? Weil Korporationen von der Bedeutung der F. W. V. sich nicht getrauen, mit dieser unbedingten Satisfaktion zu brechen, weil wir selbst uns in den Dienst Jener stellen, die jeglichen Fortschritt aufhalten und hemmen. Wir aber brauchen diese unbedingte Satisfaktion nicht. Kommt es zu Reibungen, wie die diesmaligen mit dem V. D. St., und liegt es uns daran, dass der wahre Sachverhalt bekannt werde, so veröffent-

lichen wir ihn in einer oder der anderen Form, gleichviel, ob durch ein Flugblatt oder durch die Presse. Man hat den Nutzen einer solchen Massregel jetzt wieder einmal erkannt. Obgleich die Pressfehde durch die erste unglückliche Notiz unsererseits recht ungünstig begann, ist der V. D. St. vor der Oeffentlichkeit, d. h. vor denen, an deren Meinung uns überhaupt gelegen ist, derartig blossgestellt, wie eine Legion von „ruhmvollen“ Chargiertenmensuren es nicht vermocht hätten. Wenn uns aber ein Einzelner im Rausch, wie es meist geschieht, oder auch in voller Absicht schmäht, so ist es weit richtiger, ihn völlig zu ignorieren, als mit einer Chargiertenforderung darauf zu antworten. Kann uns ein Einzelner überhaupt beleidigen? Kurzum, es ist immer wieder das Gleiche. Die Achtung der Kreise, die für uns in Betracht kommen, müssen und werden wir uns erhalten, die andern werden wir auch durch Mensuren nicht bekehren. Wohl aber können wir sie durch völlige Nichtachtung zum Schweigen bringen. Ob man es uns von Seiten dieser Kreise als Feigheit anrechnet oder nicht, kann uns völlig gleichgiltig sein; diese Redensart ist schon zu oft gebraucht worden, um noch zu wirken.

Welchen Schaden aber die unbedingte Satisfaktion an Zeit, Kraft und durch die abschreckende Wirkung auf den Nachwuchs uns bereitet, wird sich erst zeigen, wenn wir sie über Bord geworfen, wenn wir aufgehört haben werden, diesem Moloch, der unser Bestes verschlingt, zu opfern. Darum rufe ich den F. W. Vern zu: Lasset uns brechen mit dieser Einrichtung, die nichtig ist wie keine andere. Wie lange noch wollen wir zögern? Besinnen wir uns auf uns selbst und die leuchtenden Ziele die wir uns gesteckt. Lasset uns den Weg verlassen, der uns immer weiter von ihnen abführt und den einschlagen, der uns zu wahrem Ruhm und zu wahrer Ehre hinleitet. Lasset uns nicht taub sein gegen die Stimmen der Zeit, die schallend durch die Lande dringen, sondern folgen wir ihnen entschlossen, den Blick auf unsere hohen Ziele gerichtet Blicket hin auf die Studenten anderer Länder, wo man diesen Wahn nicht kennt und nicht glaubt, dass er im Lande der Dichter und Denker zu Hause sei. Und darum rufe ich Euch das Wort zu, das wir so oft bei fröhlichem Gelage vernommen, und das eine zweite, weit mächtigere Auslegung in sich birgt, das Wort: „F. W. Ver! Surgite!

J. Rubin.

Der Verein Deutscher Studenten*).
(Schluss.)

Nach den stürmischen Kämpfen der Jahre 1881 und 82 gegen Universitätsbehörden und Kommilitonen gingen die im Kyffhäuser-Verbande geeinten „Vereine Deutscher Studenten“ in den folgenden achtziger Jahren an den Ausbau und die Vertiefung ihrer Bestrebungen im Innenleben der einzelnen Vereine. Eine einflussreiche Stellung nach aussen hin behaupteten während der Zeit nur der Breslauer und der Berliner V. D. St., zwischen denen sich bald Gegensätze herausbildeten, die zu fruchtbarem Streite der Geister führten.

Drei Fragen waren es besonders, die durchgekämpft wurden und schliesslich auf dem Semester-Konvent 1883/84 eine Lösung fanden: 1. Die österreichische Frage, die mit der Nationalitätenfrage zusammenfiel, 2. Die Satisfaktionsfrage und 3. Die Stellungnahme zum Christentum.

In Oesterreich war die feindliche Stimmung der sechziger Jahre gegen den Norddeutschen Bund und den Grafen Bismarck nach dem ruhmreichen Kriege von 1870/71 in das Gegenteil umgeschlagen. Besonders die deutsche Bevölkerung Oesterreichs, die sich von Slaven und Magyaren immer mehr bedrängt fühlte, sah mit Sehnsucht und Neid auf das geeinte, emporstrebende Kaiserreich ihrer angestammten Brüder. Die deutsche Jugend Oestereichs, wie sie in der Studentenschaft von Wien, Prag, Innsbruck etc. zur Geltung kam, ergriff mit Begeisterung den Gedanken, die deutschen Teile Oesterreichs an das Deutsche Reich anzugliedern, und glaubte zum Teil, in den Vereinen Deutscher Studenten Gesinnungsgenossen und Helfer ihrer von den österreichischen Behörden mit Recht als hochverräterisch verfolgten Ideen gefunden zu haben. Ihrem Prinzipe folgend, mussten und wollten diese ihre Stammesbrüder in Oesterreich unterstützen. Andererseits war ihnen die Duldung deutscher Juden in vielen österreichischen Vereinen ein Dorn im Auge, und die an Vaterlandsverrat streifende Neigung zum Deutschen Reiche dünkte manchem von ihnen gar zu sehr auf das politische Gebiet herüberzuspielen. Die praktische Seite der Frage war die, wie wollten sie sich zur Aufnahme der österreichischen Brüder stellen, die an deutschen Universitäten studierten? Berlin und Breslau nahmen verschiedene Stellungen ein. In Breslau spielte damals der von der Gründung her bekannte Erich v. Schramm die führende Rolle. Durch mehrfaches Verweilen in Oesterreich kannte er die dortigen Verhältnisse genau, und mit Leichtigkeit gelang es ihm, für ein Zusammengehen mit deutschen Korporationen in Oesterreich zu entflammen. Bei festlichen Angelegenheiten war man gegenseitig durch Abordnungen vertreten oder sandte zum mindesten Begrüssungstelegramme. Schiesslich kam es so weit, dass österreichische Studenten auf Kommersen des Breslauer V. D. St. Reden hielten, die ihnen in Oesterreich teuer zu stehen gekommen wären, von denen sie aber hofften, dass sie, in den Zeitungen gedruckt, ihren Weg auch in ihr Vaterland finden würden. Das ging den meisten V. D. St.ern zu weit, und auf dem Verbands-

*) Vgl. die gleichnamigen Artikel in No. 97 und 99 des Mb. Mb.

Konvent 1882 erklärte sich die Mehrzahl der Vereine Deutscher Studenten in schroffer Form gegen jeden engeren Verkehr mit österreichischen Burschenschaften und Vereinen. Der Breslauer V. D. St. kehrte sich jedoch an diese Resolution nicht und verfocht nach wie vor mit Wort und That die Sache der Oesterreicher. Auf einem glänzend verlaufenen Wagner-Kommers in Wien nach dem Tode des grossen Meisters nahm Schramm mit einem Bundesbruder gleicher Gesinnung teil, und auf dem Stiftungsfest des Breslauer V. D. St. bewillkommnete er die „Brüder aus des Reiches Ostmark, die beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre“ vor allen andern. Seine Rede sowie die Antworten der österreichischen Kommilitonen, Telegramme und Briefe aus dem Nachbarland wurden in der Kyffhäuserzeitung und österreichischen Zeitungen abgedruckt. Vom Berliner V. D. St. wurden daraufhin Erklärungen an die Kreuzzeitung und andere deutsche Blätter gesandt; ein Zeitungskrieg entbrannte, der hüben und drüben mit ausserordentlicher Heftigkeit geführt wurde, die Vereine anderer Universitäten beteiligten sich, der Kampf drohte Trennung und Spalt herbeizuführen, da wurde auf dem Verbandskonvent in Rossla am Kyffhäuser eine vorläufige Schlichtung des Streites herbeigeführt. Man einigte sich auf eine Resolution, wonach sie es als Deutsche für eine nationale Pflicht erachteten, das charaktervolle Ringen der Deutschen in Oesterreich für Aufrechterhaltung der deutschen Sprache und Kultur mit Teilnahme zu begleiten . . . dagegen sich von jeder Kundgebung fernzuhalten, welche auf offizielle Beziehungen der akademischen Verbindungen beider Staaten hindeuten könnten. Die Aufnahmefrage wurde nicht berührt; für eine Zeit lang trat diese Angelegenheit hinter anderen aktuell gewordenen Fragen zurück.

Unter anderem heischte die Stellungnahme zu Ehrensachen eine gemeinsame Regelung. Der Verband entschloss sich zur Annahme des Grundsatzes: „Jeder Verein lässt seinen Mitgliedern bei Stellungnahme zur Mensurfrage volle Freiheit.“ Hiermit wurde den Vereinen die Tendenz vorgezeichnet, welche im Grossen und Ganzen noch heute im Kyffhäuserverbande in Mensur- und Ehrenangelegenheiten die herrschende ist.

Vor allem andern trat im Leben des V. D. St. nunmehr ein Streit in den Vordergrund, der die Vereine Deutscher Studenten in ihren Grundfesten erschütterte und den Grund zum Austritt vieler hervorragender Elemente gab, der Streit um die Stellung zum Christentume. Den Anlass gab ein „offener Brief“ Richard Fellners, des scheidenden Redakteurs der Kyffhäuserzeitung. In ihm zog er gegen die Theologenpartei zu Felde, „die sich der früher reindeutschen Bewegung fast vollständig bemächtigt und die Vereine Deutscher Studenten mit wenigen Ausnahmen zu ihrem Tummelfeld gemacht habe. Der Mehrheit des Verbandes warf er Heuchelei in religiösen Dingen vor. Kampf der Geister, und aus dem Kampf ein tüchtiges, geklärtes Nationalbewusstsein!“ so tönte sein Ruf. In einer bewundernswürdigen Auffassung der Bestrebungen der grossen sich gegenüberstehenden Verbände, V. D. St. und F. W. V., wagte er sogar die Behauptung, dass eine „Vereinigung der beiden Richtungen die beste Gewähr für eine richtige politische Haltung der Studentenschaft geben würde.“

Solche Anschauungen mussten natürlich auf die V. D. St.er reinen Wassers wie ein rotes Tuch auf den Stier wirken. Ein Sturm erhob sich in den Spalten der Kyffhäuserzeitung. v. Schwerin, Roedenbeck, Soeck, Krieger, Gibelius, Buchmann, Kirchhöfer als Gegner, Diederich Hahn, v. Schramm, Wolfgang Heine, Jaensch, Bosse, Rosenhagen als Mitkämpfer, sandten Artikel über Artikel ein. Den Mittelpunkt des Streites bildete neben dem Brief von Fellner eine Erklärung, die von Heine, Jaensch und Schramm verfasst und von ca. dreissig älteren Verbandsmitgliedern, darunter viele Alte Herren, unterzeichnet wurde und die wert ist, von jedem F. W. V.er im Wortlaute gelesen zu werden (Petersdorff, pag 170—172).

Aufbauend auf den Worten Kaiser Wilhelms I.: „In der Kirche muss mit allem Ernste den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen“ . . . wendet sie sich gegen die Versuche, die Vereine Deutscher Studenten zum Sprachrohr einer ganz bestimmten kirchlichen und politischen Partei*) zu machen, gegen die sich breit machende Unduldsamkeit gegen Andersdenkende, wodurch oft die besten Kräfte ihrer Ueberzeugung wegen abgestossen wurden, gegen die Herrschaft des Dogmas und die dadurch veranlasste Verkümmerung des praktischen Christentums. Das Verlangen wird aufgestellt, von diesen Abwegen umzukehren, wenn nicht eine baldige Selbstzersetzung der Vereine eintreten soll; religiöse und politische Unabhängigkeit nach innen und aussen zu üben. „Wer nicht der nationalen Sache um ihrer selbst willen dient, der gehört nicht zu uns. Wir wollen nicht jahrelang gearbeitet haben, ein nationales Geschlecht zu erziehen, um endlich unsere Bewegung doch wieder im Pfuhl der Parteiwirtschaft enden zu lassen“

Gegen diese Erklärung, die mit unerschrockener Wahrheitsliebe die Schäden aufdeckte, die sich allmählich im Innern der Vereine ausgebildet hatten, vermochte die Partei der Reaktionäre nur wenig auszurichten. Die Bewegung nach „Freiheit“ griff mehr und mehr um sich, es kam zu heftigen persön-

*) Gemeint ist die antisemitisch-konservative Partei.

lichen Zwistigkeiten sowohl der Mitglieder wie der Vereine unter einander, mehr noch als die österreichische Frage drohte dieser Gegensatz der Weltanschauungen den Verband auseinanderfallen zu lassen, da gelang es dem Vorsitzenden des Berliner V. D. St., v. Schwerin, Pfingsten 1884 einen Verbandskonvent zustande zu bringen, den mit Ausnahme des Breslauer V. D. St. alle Brüdervereine beschickten, und auf dem v. Schramm und Dr. Jaensch beratende Stimmen zuerkannt wurden.

Der Berliner V. D. St. legte einen Entwurf von „Erläuterungen" des § 1 der Satzungen, von ihm „Motive" genannt, vor, der den dreitägigen Verhandlungen vornehmlich zu Grunde gelegt wurde. Die österreichische und die christliche Frage wurden noch einmal in ihrem ganzen Umfange aufgerollt, um schliesslich eine endgiltige Regelung zu erfahren. Die Beratungen hierher gehören wohl zu den tiefsten und interessantesten in der Geschichte des V. D. St. Es muss damals eine geistige Blüte bestanden haben, von der wir heute in ihm kaum einen Hauch mehr spüren. Wenn Prof. Luthardt, ein Theologe, von den Motiven, als sie ihm gezeigt wurden, sagte: „Das ist nicht mehr das Werk junger, begeisterter Studenten, sondern das Werk junger Diplomaten", so liegt darin unstreitig ein Körnchen Wahrheit, und wir können es verstehen, dass die späteren Generationen des V. D. St. mit Bewunderung und Verehrung auf die Schöpfer des Dokumentes zurückblicken. v. Zedlitz, positiv christlich gesinnt, und der freie, sozial angelegte v. Schramm standen sich hauptsächlich als Gegner in beiden Fragen gegenüber. Zum letzten Male entfaltete dieser bedeutendste und gleich sympathischste Kämpfer unter den V. D. St.ern seine eminente Rednergabe, um mit seiner Ueberzeugung durchzudringen, im Grossen und Ganzen blieb er auf der ganzen Linie Sieger. Deutsche Kommilitonen christlicher Nationalität sollten aufgenommen werden dürfen, und in der Bethätigung des Christentums sollte mehr auf das praktische Christentum als auf religiöse Gesinnung gesehen werden. In der Debatte hierüber fielen von Schramm die denkwürdigen Worte:

„Wir müssen die Gewissensfreiheit in der christlichen Weltauffassung wahren. Das ist ja gerade eine Haupterrungenschaft des deutschen Volkes. Ich bin Katholik, aber ich erkenne das willig an, und es hat auch auf die katholische Kirche sehr zurückgewirkt." Und weiter: „Wir haben jetzt die politische Freiheit; an der Hand des Christentums müssen wir nun darauf hinwirken, dass im Deutschen Reiche bei den Einzelnen die soziale Auffassung der Freiheit zum Durchbruch kommt."

Auch die Judenfrage wurde gestreift, und auch hier gelang es Schramm eine Schwächung der antisemitischen Tendenz durchzusetzen, indem als grundsätzliche Gegner neben die Juden auch Engländer und Franzosen gesetzt wurden. Zum besseren Verständnis möge hier der § 1 der Satzungen und der wichtigste Teil der Motive folgen:

§ 1.

Den Verband bilden Vereine, welche 1) als Mitglieder nur an den Hochschulen des Deutschen Reichs immatrikulierte christliche Studenten deutscher Nationalität aufnehmen, 2) als Zweck sich setzen: die Förderung des Verständnisses für nationale Fragen und Aufgaben unter ihren Mitgliedern, sowie Klärung und Kräftigung des Nationalbewusstseins in der gesamten deutschen Studentenschaft.

Motive:

Zu 1) a. Die Mitglieder müssen Christen sein. Infolgedessen fordern die Vereine von ihren Mitgliedern, dass dieselben getauft sind und dem Christentum in Anerkennung des hohen sittlichen Einflusses, den es während seiner tausendjährigen Verbindung mit dem deutschen Volksleben auf letzteres ansgeübt hat, nicht feindlich gegenüberstehen. Die Vereine haben von ihren Mitgliedern weder Ablegung eines religiösen Glaubensbekenntnisses, noch Stellungnahme zu irgend einem konfessionellen oder dogmatischen Standpunkte zu verlangen, wohl aber dürfen sie von ihnen eine Gesinnung erwarten, welche alle zur Tötung der religiösen, idealen und moralischen Triebe im Menschen führenden Bestrebungen verwirft. In diesem letzteren Sinne soll ihnen das Wort des Kaisers: „Sorget, dass dem Volke die Religion erhalten bleibe" als stete Warnung gelten. b) Die Mitglieder müssen deutscher Nationalität sein. Der Verband untersagt den Mitgliedern nichtdeutscher Staatsangehörigkeit, irgend welche politischen Streitfragen ihrer Heimatländer in die Vereine hineinzutragen. Der Wahlspruch des Verbandes lautet: „Mit Gott für Kaiser und Reich!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Für geeignete Mittel zur Förderung dieser Absichten hält der Verband vor allem wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Geschichte, sowie mit den Lebensäusserungen und Lebesbedingungen der Nation in der Gegenwart, geselligen Meinungsaustausch über Gegenstände aus allen Gebieten des nationalen Lebens, Feier der nationalen Festtage, thätige Mitwirkung an nationalen Unternehmungen nicht politischer Natur, sowie würdige Teilnahme an allen Ereignissen, welche die Einheit der Nation zum Ausdruck bringen."

Diese „Motive" sind in späterer Zeit noch manngfacih ergänzt worden, bilden aber im Wesentlichen das Fundament, auf dem sich noch heute jede Bethätigung des V. D. St. nach innen und aussen hin aufbauen soll. Die V. D. St:er Idee war damit erschöpft, und in der Folge sehen wir die Geschichte des V. D. St. sich nicht wesentlich von der anderer Korporationen, die an den Vorgängen innerhalb der Studentenschaft Anteil nehmen, unterscheiden. Die Vereine Deutscher Studenten an den kleineren Universitäten verloren nach und nach ihre einstige Bedeutung vollkommen. Nur der Berliner V. D.

St. behielt lange Zeit seine dominierende Stellung an der Friedrich-Wilhelm-Universität, teils infolge der ihm günstigen Zeitströmungen, teils wegen der Indolenz und Schlaffheit, aus der der grösste Teil der Studentenschaft nicht geweckt werden konnte. Erst seit wenigen Semestern hat sich in dieser Hinsicht eine Wendung zum Besseren gezeigt, die günstige Früchte verspricht. —

Wenn wir die Geschichte und Entwickelung des V. D. St. im Ganzen betrachten, so müssen wir ihm manches Verdienst zuerkennen. Er hat unstreitig zur Hebung des Nationalbewusstsein und des Patriotismus an den deutschen Universitäten viel beigetragen, er hat grosse Kreise der Studentenschaft für den „Deutschen Schulverein" und die „Freiwillige Krankenpflege im Fall eines Krieges" zu interessieren gewusst, er hat oft mannhaft die akademische Freiheit gegen Uebergriffe von Seiten der Behörden verteidigt und auf seine Fahne ein Programm geschrieben, das für viele christliche Kommilitonen etwas Bestechendes haben muss. Wir können das getrost thun, ohne in den Fehler mancher Vereinsbrüder zu verfallen, die mit dem ostentativen Zurschautragen „ihrer V. D. St.er Gesinnung" einen verwerflichen Sport treiben. Die erwähnten Vorzüge müssen uns als nichts Besonderes, als selbstverständlich erscheinen, die wir stets an uns selbst die höchsten Anforderungen stellen und bemüht sind, nur im besten und edelsten Sinne für die Studentenschaft und in ihr zu wirken. Wir haben als Hauptkämpfer im Streite gegen den V. D. St. die Pflicht, mehr auf das Schlechte und Verderbliche zu sehen, was von ihm ausgeht, und wenn wir von diesem Standpunkt aus unsere Gegner betrachten, dann müssen wir sagen, der Grundgedanke des V. D. St. ist faul, ist ein Hohn auf moderne Kultur und freiheitliche Gesinnung, und ihre Bethätigung im studentich öffentlichen Leben steht leider allzu oft im krassen Widerspruch mit dem, was auf dem Papier ihren Standpunkt klar legt. In ihrem Ansturm gegen Toleranz, Gleichberechtignng und sozialen Fortschritt sind sie Fanatiker und Verhetzer vom Beginn ihres Bestehens gewesen und bis heute geblieben. Und noch heute muss für jeden gesitteten Menschen das Wort unseres Vertreters im Ausschuss, Blum, aus dem Jahre 1888 gelten, „dass es eine Schmach sei, dass ein solcher Verein, dessen einzige Daseinsberechtigung in der Verfolgung antisemitischer Tendenzen liegt, an der Universität bestehen könne." Unsere Pflicht ist es nach wie vor, seinen Einfluss in der Studentenschaft zu brechen, wo wir können. In diesem Kampfe können wir aber unsere Waffen nicht besser schärfen als dadurch, dass wir die Geschichte unserer Gegner studieren und aus ihr lernen.

Freiburg i. B. Leo Herz.

Der Virchow-Kommers.

Was bis zu den Ferien in dieser Angelegenheit geschehen war, ist in Nr. 101 und 102 der Monatsberichte dargelegt worden. Bevor ich aber näher auf den Verlauf des Kommerses selbst eingehe, sei es mir gestattet, einige Worte über den Ausgang der Säbelforderungen, die zwischen Vbr. Apfel und dem V. D. St. hingen, zu sagen.

Von Blut und Wunden werden die A. H. A. H. und Vbr. Vbr. dabei wenig zu hören bekommen. Kurze Zeit nach der Forderung nämlich ging fast durch sämtliche Berliner Blätter eine Zeitungsnotiz, die die Entstehung der 3 Forderungen erzählte.*) Was kommen musste, kam. Die 3 Forderer, der Kartellträger und Vbr. Apfel wurden vor den Rektor zitiert, und nachdem Apfel in der sehr parteiisch und unliebenswürdig geführten Verhandlung (Geheimrat Daude war zugegen, das sagt genug) gezwungen worden war, gewissermassen Abbitte zu leisten, bekam jeder seine 3 Tage Karzer zudiktiert, die sie vor kurzem hintereinander absassen. Der V. D. St. erklärte hierauf, dass damit die Sache für ihn erledigt sei, auch eine merkwürdige Auffassung vom Wesen der studentischen Satisfaktion. So ist also der V. D. St., vielleicht aber auch wir, vor einigen Abfuhren bewahrt geblieben.

Nun zum Kommerse selbst. Kurz nach den Ferien teilte uns der A. T. B., dem das Präsidium versprochen worden war, mit, dass er am Kommerse nicht teilnehmen könne. Daraufhin erklärte sich die lose Vereinigung bereit, am Kommerse teilzunehmen. Sie erhielt das Präsidium, während wir das Recht behielten, die Festrede zu halten.

Der Kommers selbst war sehr gut besucht, da, mit Ausnahme der nationalen Vereine und des A. T. B., alle Korporationen in corpore und auch eine grosse Anzahl Nichtinkorporierter erschienen waren. Aus der grossen Zahl der Ehrengäste hebe ich hervor: den Rektor Prof. Kakulé von Stradonitz, die Professoren Harnack, Bergmann, Schmoller, den Richter Geh. Rat Daude, Oberbürgermeister Kirschner, die Vertreter der anderen Hochschulen u. a. m. Die Kaiserrede hielt der Präside Student jur. Milarch von der L. C. Landsmannschaft Thuringia. Darauf hielt Vbr. Apfel die Festrede. In

*) Von wem diese Notiz ausgegangen ist, konnte bis jetzt nicht festgestellt werden; da aber Stimmen auftauchten, die uns selbst dieser gemeinen Denunciation beschuldigten, nahm Apfel Gelegenheit, in der konstituierenden Sitzung des Direktoriums der A. L. H. sein Ehrenwort abzugeben, dass sie von keinem Mitgliede unserer Vereinigung oder einem derselben nahestehenden Herrn herrühre.

kurzen Worten legte er dar, warum nicht nur die Mediziner, sondern die ganze akademische Jugend Virchow ehren müssten. Virchow sei ein Vorbild dafür, wie man den Blick nicht nur auf sein Spezialfach, sondern auch auf das Allgemeine lenken müsse, was ja dem Studenten noch möglich sei. Er überreichte Virchow ein Gedenkblatt, das die Huldigung der Studentenschaft vor ihm darstellte, und endete in einem begeistert aufgenommenen Salamander auf den omnium totius orbis medicorum praeceptor. Minutenlanges Händeklatschen folgte der Rede. Darauf erhob sich Virchow selbst zu einer Erwiderung, deren hauptsächlichste Gedanken folgende waren: Es liege ihm fern, heute eine politische Rede zu halten, aber ohne die Politik würde er nicht dahin gekommen sein, wo er sich heute befände. Als er im Jahre 1848 nach Schlesien gesandt wurde, um die Ursachen der damals dort herrschenden Typhusepidemie zu studieren, erkannte er, dass die Ursachen in sozialen Verhältnissen lagen. Er habe es für eine Ehrenpflicht gehalten, diese zu bekämpfen, und so sei ihm Politik nichts gewesen als Wissenschaft, ins praktische Leben übertragen. Zum Schluss bat er den Präsiden, einen Salamander auf das deutsche Vaterland zu kommandieren. Leider war Virchow im Saale schlecht verständlich. Im Laufe des Abends sprach dann noch Herr Bading, Vorsitzender der Finkenschaft, auf die Gäste, und der Rektor brachte ein Hoch auf die Universität aus. Um 1 Uhr war der Kommers zu Ende.

Man muss sagen, dass im ganzen und grossen die Art, wie wir in der Virchowangelegenheit auftraten, in der Studentenschaft einen guten Eindruck gemacht hat. Man hat allgemein anerkannt, dass w i r es auch hauptsächlich waren, denen das Zustandekommen des Kommerses zu verdanken war. Andrerseits wirkte auch die gute Festrede Apfels. Wir können demnach froh sein, dass diese Angelegenheit, die wieder Zank in der Studentenschaft hervorzurufen drohte, so friedlich und für uns günstig geendet hat. Auch Virchow selbst dankte uns für unsere eifrige Thätigkeit, wenn ich recht berichtet bin, mit den Worten, er werde uns das nie vergessen.

Eduard Isaac.

Die Lesehallenwahlen.

Trotzdem die Mitgliederzahl der Lesehalle zugenommen hat und über 1800 beträgt, war die Wahlbeteiligung nicht sonderlich stark. Gekeilt wurde verhältnismässig wenig und von selbst pflegen ja bei den Lesehallenwahlen nur die wenigsten zu kommen.

Einige Tage vor der Wahl schon fand eine von der nationalen Partei einberufene Akademiker-Versammlung statt, die den für solche Versammlungen gewöhnlichen Verlauf nahm, d. h. man schimpfte wieder in der alten Weise auf einander los.

Im Gegensatz zum sozial-wissenschaftlichen Studentenverein mässigten wir uns etwas bei unseren Angriffen, was gut vermerkt wurde.

Vor den Wahlen gelang den Nationalen noch ein Hauptcoup. 3 Präsidialmitglieder der Finkenschaft, die Herren Kohn (man sieht, der Schein trügt), Schmidt und Walter, liessen sich als Kandidaten der nationalen Partei aufstellen!!! In der Finkenschaft, die abwechslungshalber wieder einmal liberal ist, grosse Entrüstung, die Herren wurden aus ihren Aemtern entfernt u. s. w. Jedenfalls hat dieser Streich den Nationalen grossen Nutzen gebracht.

Was die Wahlen selbst anbetrifft, so gelang es den Nationalen, gleich am ersten Wahltage 3, den Katholiken und dem V. J. St. je einen Kandidaten durchzubringen. Wir kamen am ersten Tage, trotzdem noch nicht alle Vbr. Vbr. gestimmt hatten, auf 60 Stimmen, darunter etwa 10 Stimmen von Herren, die keinem von uns bekannt waren, ein sehr erfreuliches Symptom.

Einige davon haben wir vielleicht dem Virchow-Kommers zu verdanken, die meisten aber wohl unserem von Vbr. Martin Fels verfassten Flugblatt, in dem seit mehreren Jahren zum erstenmal unser Standpunkt klipp und klar präzisiert wurde, und das sich von unnützen und beinahe lächerlich wirkenden Keilmitteln, wie Ausschusssache, Virchowkommers u. s. w., fern hielt. Am Morgen des vierten Wahltages brachten wir unsern Kandidaten durch, als die Nationalen schon beinahe 6, die Katholiken 2 und der V. J. St. einen Kandidaten (156 Stimmen) durchhatten. Da die Finken erst 146 und der sozialwissenschaftliche Studentenverein erst 66 Stimmen hatten, schlossen wir, um eine Zersplitterung der Stimmen zu vermeiden, unsere Liste, ohne jedoch zu sagen, zu wessen Gunsten, da wir keinen Grund hatten, eine der beiden Gruppen offiziell zu unterstützen. Immerhin war unsere offiziöse Unterstützung so stark, dass der Sw. St. V. am letzten Tage um 5 Uhr nachmittags seinen Kandidaten durchbrachte.

Der Finkenschaft fehlten zum zweiten noch etwa 10 Stimmen. Nun hätte doch der S. W. St. V. zu gunsten der Finkenschaft schliessen müssen, damit doch wenigstens ein Liberaler mehr ins Direktorium käme. Das geschah aber nicht. Glücklicherweise gelang es den Finken mit unserer Hilfe doch, in der letzten Stunde noch 12 Stimmen aufzutreiben.

Man sieht also, die liberale Partei ist diesmal recht schlecht gefahren.

Wir selbst haben ja ziemlich gut abgeschnitten, wir haben unseren Kandidaten mit weniger Mühe und dem dritten Teil der Kosten wie im vorigen Jahre durchgebracht; unser schärfster Rivale, der Sw. St. V., ist erheblich geschwächt (er hatte im Vorjahre bekanntlich 2 Kandidaten durchgebracht) und die Finkenschaft, die im vorigen Jahre beinahe 4 durchgebracht hätte, ist von ihren Misserfolgen so entmutigt, dass sie sich im nächsten Jahre nicht mehr an den Wahlen beteiligen

will. So scheint wieder eine Aussicht dafür vorhanden zu sein, dass wir in absehbarer Zeit die einzige liberale Partei im Direktorium sind, und dann soll sich der V. D. St. über die Uneinigkeit seiner Gegner nicht mehr zu freuen haben.

Das Endergebnis der Wahl war: Nationale Partei 709 Stimmen, Katholiken 231, V. J. St. 178, Finkenschaft 202, F. W. V. 100, Sw. St. V. 103 Stimmen.

Die konstituierende Sitzung verlief wie gewöhnlich: Präzisierung der Standpunkte, diverse Anpöbeleien u. s. w. Neues brachte sie nur insofern, als unser Vertreter zum 1. Schriftführer gewählt wurde. Im ganzen und grossen hat sich also das Bild wenig verschoben; die Nationalen haben nach wie vor die Mehrheit, und es ist ja ziemlich gleichgiltig, ob diese aus 2 oder aus 4 Stimmen besteht. Isaac.

Geschäftliches.

Ordentliche Hauptversammlung v. 24. X. 01.

1. Virchowangelegenheit:
   a) Antrag A. Wolff: Die Festrede ist einer Kommission von 3 AH. AH. vorzulegen — angenommen.
   (Gewählt werden die AH. AH. Caspari, Goldschmidt, Holdheim.)
   b) Vorstandsantrag: Apfel wird mit der Festrede beauftragt — angenommen.
   c) Antrag A. Wolff: Tarnowski wird mit der Festrede betraut — abgelehnt.
   d) Antrag Hennes; Rubin soll die Festrede halten — abgelehnt.
2. Antrag Arthur Levy:
   a) Veranstaltungen mit Damen dürfen nur mit vorheriger Genehmigung der Vgg. stattfinden.
   b) Die diesmalige Antrittskneipe findet mit Damen statt — angenommen.
3. Antrag Tarnowski-Rubin: F.W.V. verbietet dem Vorstande, in öffentlichen Einladungen andere Personen als Commilitonen einzuladen — angenommen:
4. Vbr. Weiss wird inaktiviert.
5. Herzfeld wird zum Schriftwart gewählt.
6. Wahl eines Aktionskomités (s. Aemter).
7. Wahl der Vbr. Vbr. in das E. - G. (s. Aemter).
8. Antrag Bruno Fels:
   I) Jeder F.W.Ver ist verpflichtet, unmittelbar nach seinem Eintritt in die F.W.V. fechten zu lernen. Die Vereinigung hat jedoch das Recht, wenn besondere Gründe vorliegen, von dem Fechtunterricht unmittelbar nach dem Eintritt zu dispensieren.
   II) Jedes aktive Mitglied mit Ausnahme der Generaldispensierten, welches fechten gelernt hat, ist verpflichtet, zwei Semester hindurch an einer der wöchentlich zweimal, am Montag und Donnerstag um $^1/_2$8 h. s. t., stattfindenden Paukstunden teilzunehmen.
   III) Zur Abhaltung der Paukstunden ernennt die Vgg. zwei Fechtwarte, von denen der eine am Montag, der andere am Donnerstag in Funktion tritt.
   IV) (Alexander Muszkat — Bruno Fels) Jedes Mitglied hat am Beginn des Semesters zu erklären, ob es am Montag oder Donnerstag fechten will. In einem Behinderungsfall hat der Betreffende sich rechtzeitig beim zuständigen Fechtwart zu entschuldigen und die Stunde in derselben Woche nachzuholen.
   Der Fechtwart hat das Recht, nach jedesmaliger spezieller Prüfung der Gründe von einer Paukstunde zu dispensieren.
   V) (Bruno Fels — Walter Simon); Jedes aktive Mitglied inkl. der Generaldispensierten zahlt in die Paukkasse einen Semestermonatsbeitrag von M. 0,50. Die Vereinigung betraut einen der beiden Fechtwarte mit der Erhebung der Beiträge. Am Schlusse jedes Semesters hat der Revisor der Vereinskasse auch eine Prüfung der Paukkasse vorzunehmen und an die Vgg. einen kurzen Kassenbericht zu erstatten. Der Bericht des Kassenrevisors hat der Décharge vorauszugehen.
   VI) Neuanschaffungen von Paukzeug haben die Fechtwarte beim Vorstande zu beantragen und nur nach erfolgter Genehmigung vorzunehmen.
   VII) (Bruno Fels — Walter Simon): Für das Fechten gelten die Strafbestimmungen der ordentlichen Sitzungen. Bevor die Ernennung zum A.H. stattfinden kann, müssen die Schulden bei der Paukkasse getilgt sein.
   VIII) Punkt I dieses Beschlusses findet bereits auf die während des W.-S. 1900/01 und des S.-S. 1901 eingetretenen Mitglieder Anwendung. Punkt II findet auf die in dem nämlichen Semester eingetreteuen Anwendung, soweit sie das vierte Semester nicht überschritten haben.
   IX) Punkt 2 und 3 des Beschlusses vom 4. 11. 86 wird aufgehoben — angenommen.

Zusatz-Antrag Erich Simon — Bruno Fels
Jeder Vbr. hat 3 Wochen vor dem angesetzten Termin für die Ausfechtung einer Mensur den Fechtboden der Korporation, bei der er Waffen belegt hat, regelmässig zu besuchen. Ueber Strafen bei Versäumnis entscheidet die Vgg. resp. der Vorstand — angenommen.

Gegen-Antrag Felix Herz.
Zu Anfang des Semesters hat der Fechtwart eine Liste für Teilnehmer des Fechtbodens auszulegen. Für die sich Einzeichnenden ist der Fechtboden offiziell — abgelehnt.

9. Antrag Martin Fels:
   1) Der Vorstand ist zuständig in allen Disziplinarsachen, in denen das Ehrengericht nicht angerufen werden kann.
   2) Der Vorstand ist berechtigt, auf Verwarnung, einfache Rüge und verschärfte Rüge mit einfacher Mehrheit, auf Rat zum Austritt und Ausschliessung mit $^2/_3$ Mehrheit zu erkennen.
   3) Der Vorstand entscheidet über seine Zuständigkeit.

      Erklärt er sich im Laufe der Verhandlung für unzuständig, so hat er das Verfahren einzustellen.

      Die Einstellung hat auch dann zu erfolgen, wenn der vor den Vorstand zitierte erklärt, dass er ein Ehrengericht berufen habe oder berufen werde. Die Erklärung kann nur bis zum Eintritt in die Verhandlung zur Sache erfolgen.

      Die Verhandlung zur Sache oder zu der Einrede der Unzuständigkeit kann, so lange das Verfahren nicht geschlossen ist, nicht verweigert werden.
   4) Derjenige, gegen den eine Entscheidung des Vorstandes ergangen ist, kann gegen sie binnen einer Woche Berufung einlegen.
   5) Als Berufungsinstanz entscheidet im allgemeinen die Vereinigung mit einfacher Mehrheit.

      Wendet sich die Berufung gegen die Erteilung des Rates zum Austritt oder gegen die Ausschliessung, so entscheidet eine Generalversammlung mit $^2/_3$ Mehrheit.
   6) Die Berufungsinstanz kann die Entscheidung bestätigen, abändern oder aufheben.
   7) § 6 der Statuten und § 17 der Statuten des Ehrengerichts sind zu streichen — angenommen.
10. Antrag Tarnowski: Bei Protesten gegen Ordnungsrufe erhält der Vorsitzende zur Begründung des Ordnungsrufes und der zur Ordnung gerufene zur Begründung des Protestes das Wort. Eine weitere Erörterung findet unter keinen Umständen statt — angenommen.
11. Antrag Tarnowski:
   a) Der für das W.-S. 01/02 gewählte Archivar hat ein Verzeichnis sämtlicher der Vgg. oder F.W.Vern gehörenden, keiner besonderen Kommission unterstehenden, dauernd auf der Kneipe befindlichen Sachen umgehend anzufertigen. Dasselbe unterliegt der Prüfung und Genehmigung des Vorstandes. Der Vorsitzende hat in der Sitzung vom 2. XII. 01 der Vgg. von dem Ergebnisse der Prüfung Mitteilung zu machen und das Verzeichnis nach erfolgter Genehmigung zu unterschreiben.
   b) Der jeweilige Archivar ist verpflichtet, das Inventar der Vereinigung in Stand zu halten und haftet der Vereinigung für die durch sein Verschulden beschädigten oder abhanden gekommenen Sachen. Vorkommendenfalls hat er das Verzeichnis zu ergänzen und zu berichtigen. Am Ende eines jeden Semesters, spätestens in der vorletzten Sitzung vor der ordentl. G.-V. wählt die Vgg. einen Revisor. Derselbe hat das Inventar zu revidieren und in der ordentl. Generalversammlung der Vgg. einen schriftlichen Bericht einzureichen, der mit einem Antrage auf Erteilung oder Versagung der Decharge schliessen muss. Nach erteilter Decharge unterschreibt der Revisor das Verzeichnis und übergiebt es dem neuen Archivar — angenommen.
   a) Zusatzantrag Walter Simon: Alle wichtigen, bei der Vgg. einlaufenden Schriftstücke hat der Schriftwart chronologisch zu sammeln und am Schlusse des Semesters dem Archivar zu übergeben. Bei wichtigen Angelegenheiten sind auch die von der Vgg. gegebenen Antworten in Abschrift beizufügen — angenommen.
12. Antrag Danziger:
   a) Bei Anträgen, welche persönliche Fragen behandeln, ist namentliche Abstimmung ausgeschlossen — angenommen.
   b) Antrag Tarnowski: Ernennungen zum A.H. finden durch geheime Abstimmung statt — angenommen.
13. Entlastung und Neuwahl des Fechtwarts (s. Aemter).

I ordentliche Sitzung v. 4. XI. 01.

1. Antrag A.H. Dr. Lippmann: F.W.V, wolle beschliessen, im Januar oder Februar 1902 eine Ballfestlichkeit in der Weise der bisher veranstalteten zu geben, aus der der Vgg. keine Kosten erwachsen dürfen — angenommen.
   Wahl des Ballausschuss (s. Aemter).
2. Antrag Weiss — Walter Simon. Es wird eine Presskommission gewählt, welche alle die F.W.V. betreffenden Nachrichten an die Zeitungen zu schicken hat — angenommen.
   a) Zusatzantrag Apfel: Die P.-K. besteht aus dem 1. Vorsitzenden der Vgg., einem A.H. und einem Vbr. — angenommen. (s. Aemter.)

II. ordentliche Sitzung v. 11. XI. 01.

1. Tarnowski zum A.H. ernannt.
2. Antrag Walter Simon: F.W.V. wolle eine Kommission wählen, welche einen Neudruck der Satzungen, der G.-O., der Satzungen des E.-G.,

der Bestimmungen über das Aufnahmeverfahren, über die Disciplinargewalt des Vorstandes, über das Fuxkränzchen und über das Fechten der Vbr. Vbr., der Satzungen der Kommission zur Verwaltung der V.-K., sowie aller sonstigen Beschlüsse und Bestimmungen der Vgg. von dauernder Gültigkeit vorzubereiten hat — angenommen.

Die Durchsicht des Bierkomments wird einer besonderen Kommission übertragen — angenommen.

III. ordentliche Sitzung v. 18. XI. 01.

1. Wahl der Satzungs- und der Kommentkommission (s. Aemter).
2. Aufnahmegesuch von Schlichting bewilligt.
3. Kamnitzer und Lewin erhalten Generaldispens.

IV. ordentliche Sitzung vom 25. November 1901.

Vortrag von Herrn Gerichtschemiker Dr. Jeserich über „Gerichtliche Photographie".

Die Redaktionskommission behält sich vor, einen Bericht in der nächsten Nummer folgen zu lassen.

V. ordentliche Sitzung vom 2. Dezember 1901.

Referat von Vbr. Felix Herz über die Zolltariffrage.

Wissenschaftliches.

Semesterantrittskneipe 28. October 1901.

Vortrag des Herrn Prof. Dr. Muther (Breslau): „Unser Verhältnis zur Kunst".

Das Verhältnis der Menschen zur Kunst ist in früheren Jahrhunderten ein anderes gewesen als im 19ten. Von Rhamses und Perikles bis zu Leo X. und der Pompadour wurde es als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet, das Leben der Menschen schön und angenehm zu machen. Zwar waren es immer nur wenige, die sich den Luxus des Maecenatentums gestatten konnten; bei diesen wenigen aber erfüllten die künstlerischen Bestrebungen den ganzen Lebenskreis.

Aus ihrer umfassenden Aufgabe und Anwendung ergab sich auch eine universale Einheitlichkeit der Kunst, der Künstlerschaft und des Stils.

Die künstlerische Opulenz, so erfreulich sie auch vom ästhetischen Standpunkt erscheinen mag, stösst mit Recht auf den Widerstand des Nationalökonomen, und es liegt Logik darin, dass bei Revolutionen sich die Wut der Massen vor allem auch gegen die Kunstliebhabereien der Fürsten wendete.

So steht das 19te Jahrhundert im Zeichen der Demokratisierung der Kunst. Aesthetische Erziehung wurde eine der fixen Ideen unseres Zeitalters. An die Stelle der Kunst für wenige trat die Kunst für alle. Auf der anderen Seite sah man aber auch ein, dass die Lösung der weltbewegenden Fragen der Jetztzeit mit ganz anderen Mitteln versucht werden müsste als denen, welche die Kunst an die Hand gab. Es ist deshalb verständlich, dass das Verhältnis der Menschen zur Kunst sich zu einem mehr abweisenden gestalten, und dass sie selbst aus der Herrin zur Magd werden musste. Da rein künstlerische Bedürfnisse nicht mehr vorhanden waren, dachte man mit der wissenschaftlichen Gründlichkeit jener Zeit darüber nach, ob man nicht eine nützliche Verwendung für die doch nun einmal vorhandenen Maler und Bildhauer finden und aus der Zierpflanze, die die Kunst bisher gewesen, ein Küchenkraut machen könnte. Schliesslich verfiel man darauf, sich ihrer als eines Mittels zur Pflege des Nationalsinns in der Oeffentlichkeit, zur Hebung der Bildung im Privathause zu bedienen. Nun konnte auch der Staat die Kunst mit ruhigem Gewissen unter seine Fittiche nehmen. Das Resultat waren in der Oeffentlichkeit staatliche Akademieen mit gesinnungstüchtigen Direktoren an der Spitze, eine Monumentalmalerei, die, den schmückenden Zweck hintanstellend, ein blosses Geschichtsrepetitorium darstellte, und endlich eine früher nicht gekannte Fülle von Denkmälern, die, weit entfernt, uns von unseren grossen Errungenschaften zu erzählen, als Pflanzen des Byzantinismus und zur Pflege des Chauvinismus üppig emporschossen überall da, wo nur ein freies Plätzchen sich fand.

Wie stand es nun mit der privaten Kunstpflege? Bilder zu kaufen, reichten da naturgemäss meist die Mittel nicht aus. Es galt deshalb, die Kunst zu sozialisieren. Dieser Erwägung verdanken die Ausstellungen und Kunstvereine, die Leihbibliotheken der Kunst, ihre Entstehung. Wie man Anekdoten las, so ging man in die Gallerien, litterarisch mussten die Künstler kommen, Genre und Historie entsprachen der Novelle und dem geschichtlichen Roman, die Landschaftsmalerei gar schuf grosse Ansichtskarten in Oel. Die Erkenntnis, dass die schöne Farbe, die grosse Linie Selbstzweck seien, war ja noch nicht aufgegangen.

Um hierin Wandel zu schaffen, musste vor allem die Kunst in das Leben zurückgeführt werden, das Bedürfnis musste wieder erwachen, nicht nur in den Gallerien Schönes zu sehen, sondern sich auch im täglichen Leben mit Kunst zu umgeben. Ob die darauf gerichteten Bestrebungen von Erfolg gekrönt sein würden, war sehr zweifelhaft, denn lange Zeit hatten wir nur die hohe Kunst gepflegt, das Kunsthandwerk aber, das nichts anderes will und kann als schmücken, dahinsiechen lassen.

Das Bedürfnis nach äusserem Glanz wurde zuerst in der Gründerzeit rege. Es begann die Periode der „guten Stuben", der dunkelroten Portieren und der stucküberladenen Plafonds. Protzigkeit und Hohlheit drückten diesem Stil ihren Stempel auf.

Es folgte die Zeit des Strebens nach Stilechtheit. Die altdeutschen Truhen, Schränke, Waffen und Rüstungen

die in dem Atelier eines Kostümmalers eine wirksame Staffage bildeten, wurden unpassender Weise in die Wohnung des Spiessbürgers verpflanzt und gerieten dort in einen lächerlichen Zwiespalt mit dem modernen Leben, das sich in diesen Räumen abspielte.

Erst in jüngster Zeit ist eine Wendung zum Besseren eingetreten: Die neue Bewegung in der Kunst, so viel Extravaganzen man ihr auch vorwerfen mag, hat sich doch schon nicht gering anzuschlagende Verdienste erworben. Sie hat unser Zeit- und Klassenbewusstsein wachgerufen und uns den Sinn für vernünftige, zweckentsprechende Gestaltung der Dinge wiedergegeben, nachdem das Einfache, Schlichte, Logische so lange durch die aufgetakelte Nichtigkeit, den konstruktiven Wahnsinn zurückgedrängt worden war. Sie hat die Kluft zwischen hoher und niederer Kunst zu überbrücken verstanden und die Einheit aller künstlerischen Bethätigungen wiederhergestellt. Sie hat ferner der Erkenntnis zum Siege verholfen, dass die einseitig litterarische Kultur des 19ten Jahrhunderts einer Ergänzung durch die Kunst bedürfe. Sie hat endlich die Devise auf ihr Banner geschrieben: „Schön ist nur das, was echt und ehrlich“, und sie will dies Prinzip auf unser Leben überhaupt übertragen wissen: „Denn nicht nur unser Kunstgewerbe war verloren gegangen, sondern unser Verhältnis zur Kunst, ja unsere Gesinnung überhaupt. Der Kunst schadeten wir mehr durch unsere Halbheit und Unehrlichkeit als durch unsere Gleichgiltigkeit. Nicht Aestheten braucht Deutschland, sondern Männer, die nicht den Vers vergessen: „Wer die Wahrheit kennt und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht“. Seien wir solche Männer, dann haben wir auch eine stolze, mannhafte Kunst! Martin Fels.

I. Ordentliche Sitzung vom 4. November 1901.

Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Strauss über „Alkoholismus“.

Es ist schwierig gerade zu einer Zeit über Alkoholismus zu sprechen, wo die Ansichten darüber sehr verschieden sind. Denn während die Aerzte in Bezug auf den Alkoholismus uneinig sind, tönt aus dem Publikum immer häufiger der Ruf hervor: „Weg mit dem Alkohol!“ Aber die Antialkoholiker lassen sich in ihren Bestrebungen vielmehr von ihrem Gefühl als von wissenschaftlichen Gründen leiten. Man muss jedoch diese Frage rein wissenschaftlich behandeln und auch die guten Seiten des Alkohols etwas hervorkehren.

Die schädlichen Wirkungen des Alkohols sind allerdings recht zahlreich. Denn abgesehen davon, dass sein Genuss chronische Rachenentzündung, Magenkatarrh und Darmkrankheiten hervorruft, übt er besonders auf die Nieren, an denen er vorbeipassieren muss, und auf die Leber, indem ihr grosse Blutmengen zugeführt werden, seine zerstörende Wirkung aus. Auch der Stoffwechsel und das Herz wird durch ihn geschädigt. Interessant ist, zu beobachten, dass in München, wo viel Bier getrunken wird, wie z. B. in München, besonders das Herz in Mitleidenschaft gezogen wird, während der Schnapsgenuss mehr die Nerven schädigt.

Auf das Nervensystem übt der Alkohol seine verheerendsten Wirkungen aus. Werden nur die peripherischen Nerven angegriffen, so ist das ein besonders günstiger Umstand. Aber meistens sind die Fälle schwererer Natur. Oft entstehen Hirnhautentzündung und delirium tremens. Die Geisteskrankheiten sind es ganz besonders, die durch Alkoholgenuss hervorgerufen werden; so sind in den Grossstädten $^1/_4$ der Geisteskranken Alkoholiker.

Häufig kommt es jedoch nicht zu einer völligen geistigen Umnachtung, sondern nur zu einer Schwächung des Geisteszustandes. Die so erkrankten Menschen schaden der Gesellschaft am meisten. Denn aus ihnen rekrutiert sich ein grosser Teil der Verbrecher, ungefähr 150 000. Ferner zeigen sich schädliche Wirkungen insofern, als der Alkoholiker reizbar und streitsüchtig wird und oft den Frieden des Familienlebens vernichtet.

In ethischer Beziehung erleidet der Alkoholiker ebenfalls Einbusse. Er ist nicht imstande, seine Umgebung ihrem wahren Werte nach zu erkennen und zu beurteilen: ein Schleier liegt gewissermassen zwischen ihm und der Welt. Er kann nicht mehr mit der nötigen Energie seine Pflichten erfüllen und sinkt sittlich immer tiefer und tiefer.

Schon der Genuss ganz geringer Mengen Alkohols schwächt das Nervensystem, und gerade in dieser Beziehung wird die Wirkung sehr unterschätzt. So hat Kraepelin Versuche bei Setzern gemacht und dabei gefunden, dass der Genuss eines halben Liters Bier geeignet ist, die Setzfehler um 20% zu steigern. Andere Versuche, die bei Aerzten angestellt wurden, haben ergeben, dass bei $^4/_5$ der Versuchsobjekte die Zahl der Fehler sich um 40% steigerte und dieser Mangel 18 bis 20 Stunden anhielt.

Der Alkoholgenuss hemmt die Leistungsfähigkeit besonders bei geistigen Funktionen. Gerade bei Arbeiten, die eine höhere geistige Anstrengung erfordern, und eine individuelle Prägung erhalten sollen, macht sich der Alkohol in schädigendster Weise geltend.

Nachdem wir so gesehen haben, welch schädliche Wirkungen der Alkohol hat, muss man sich fragen, warum er trotz alledem in so reichem Masse genossen wird. Werden doch 2 Milliarden Mark jährlich dafür in Deutschland ausgegeben.

Der Alkohol ist ein Gift, das sich dem Trinker schmeichelnd unter der Maske des Freundes naht und dessen Genuss ihn in eine angenehme Stimmung versetzt. Man wendet ihn deshalb oft am Krankenbette an. Er befördert die Resorption und lässt die Gefässnerven erschlaffen, sodass die Haut erwärmt wird, wie dies z. B. durch Grogk geschieht.

Trotz dieser kleinen Vorteile wirkt der Alkohol

doch meistenteils schädigend, besonders in den niederen Ständen. Der Arbeiter, der Schnaps getrunken hat, merkt zwar anfangs, dass sich seine Leistungsfähigkeit gesteigert hat, aber bald ist diese Wirkung einem Strohfeuer gleich verflogen, und er fühlt sich viel schwächer als vor dem Genusse. Die Temperenzler können viel mehr leisten; auch in der Kälte kann man ohne Alkohol leben, wie dies Nansen in seiner Reisebeschreibung in „Nacht und Eis“ erwähnt.

Um nun den deletären Wirkungen des Alkoholgenusses entgegenzutreten, ist die Temperenzlerbewegung entstanden, die bereits einen grossen Umfang angenommen hat, So giebt es in England 5 Millionen, in Schweden und Norwegen je 300 000 Temperenzler. Wie soll man sich nun zu dieser Bewegung stellen? Ohne sich in allen Stücken zu ihr zu bekennen, muss man sie jedenfalls nach Kräften unterstützen und ihr durch gesetzliche Massnahmen Gehör verschaffen. Denn für die breiten Schichten des Volkes sind Verbote durchaus nötig. Wenn man sich auch durch anhaltenden Genuss gegen Alkohol immun machen kann, so gilt dies doch nur bis zu einer gewissen Grenze. Doch diese zu finden ist sehr schwierig, und deshalb wäre ein absolutes Veto das Beste. Da dies aber nicht sofort möglich ist, so muss unter allen Umständen „Mässigkeit“ die Devise sein.

Die soziale Bedeutung des Alkohols ist ebenso gross wie die der Tuberkulose. 150 000 Verbrecher, 30 000 Irrsinnige und 16 000 Selbstmörder sind Alkoholiker gewesen. Angesichts dieser traurigen Zahlen wäre deshalb die völlige Abstinenz das Ideal, dem alle Menschen zustreben müssten. Redlich.

II. ordentliche Stitzung vom 11. November 1901.

Vortrag des A. H. Dr. Plessner über „Die Pest“.

Während der klinische Verlauf und die Bakteriologie der Pest vornehmlich den Mediziner vom Fach interessiert, lenkt die Epidemiologie dieser Seuche, die Gesetze, nach denen sie sich verbreitet, und die ihr gegenüber angewandten Massregeln die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Denn jedem sind ja die furchtbar wirkenden Verheerungen der Pest bekannt, jene Tragödien, die sich unter den Völkern abgespielt haben, in denen tausende von Menschen aufs schrecklichste dahingerafft wurden. Dass erst die wissenschaftliche Erkenntnis der Krankheit in der Neuzeit Mittel gefunden hat, dem Wüten derselben Einhalt zu gebieten, davon wird ihre Geschichte ein beredtes Zeugnis ablegen.

Schon im Altertum hören wir von der Pest, doch ist es nicht sicher, ob es sich in allen Fällen um die wirkliche handelt; denn die Alten nannten jede Krankheit, welche das Opfer einer grossen Menschenmenge erforderte, „Pest“, und eine solche, die ohne bedeutende Mortalität verlief, „Epidemie“. Da nun, wo wir es allem Anscheine nach mit der Pest zu thun haben, ist es wiederum nicht festzustellen, ob sie den Charakter der später am häufigsten vorkommenden Beulenpest trägt. Diese lässt sich erst im zweiten und dritten Säkulum der christlichen Zeitrechnung überzeugend nachweisen, von wo an sie uns öfter entgegentritt. Sehr bekannt ist die Justinianische Pest, welche im Jahre 542 Europa in Schrecken setzte. Sie wurde von Aegypten auf dem Umwege über Syrien und Palästina nach Europa eingeschleppt. Die nächste grosse Epidemie war in Deutschand im Jahre 1348, die unter dem Namen „der schwarze Tod“ in der Geschichte bekannt ist. Wie August Hirsch nachgewiesen haben will, handelt es sich hier um die erste Pest, und zwar um eine besondere Art derselben, wie sie heute noch sehr oft vorkommt, um die Lungenpest. Seit dieser Zeit wich die Seuche lange Zeit nicht von Europa. Sie trat bald mit grösseren oder kleineren Unterbrechungen, bald mit ungeschwächter Gewalt oder in milder Form auf. Zu erwähnen sei noch die Pest in der Pfalz, ferner die in Wien, die von der Türkei, dem heute noch gefürchteten Seuchenherde für Europa, eingeschleppt wurde. Von da ab tritt die Epidemie fast ganz zurück, abgesehen von einigen kleineren Fällen. Im Jahre 1878/79 wurde noch einmal in Russland das Astrachan-Gebiet von einer Epidemie befallen, welche zwar milde Formen angenommen hatte, aber als Zeichen für die Nähe eines gefährlichen Seuchenherdes anzusehen war. In der That ist auch der südliche Abhang des Himalaya und des Tibet-Gebiets der Ausgangspunkt für diese und andere Seuchen gewesen. Von dort wurde im Jahre 1894 die Pest nach Süd-China verschleppt und trat in den allerschärfsten Formen auf. Diese indochinesiche Epidemie kostete die unglaubliche Anzahl von einer halben Million Menschenleben. Sie wurde darauf auf dem Seewege in die Mongolei eingeschleppt. Seit dem Jahre 1888 wütete sie, ebenfalls vom Himalaya kommend, mit unerbittlicher Gewalt in Bombay. Als sie im Winter 1896/97 daselbst wiederum auftrat, raffte sie 30 000 Menschen dahin, im Winter 1897/98 wuchs die Anzahl der Opfer auf 100 000. Von Bombay verbreitete sich die Seuche von neuem nach China. Westlich kam sie bis nach Persien, von da nach Arabien. Im Jahre 1899 wurde sie durch Mekkapilger nach Alexandria verschleppt. Hier konnte sie jedoch nicht festen Fuss fassen, da man diesem Feinde gegenüber umfangreiche Massregeln getroffen hatte. Nicht viel später trat die Pest in Portugal auf, wo sie sich auch in engen Grenzen hielt. Es kamen täglich 2—11 Fälle vor, die Mortalität betrug 50%, ein Prozentsatz, der bei dieser Krankheit gering ist. Dann tauchte sie in Triest auf. Sie wurde dorthin durch einen Matrosen eingeschleppt, dessen Erkrankung anfänglich nicht erkannt wurde, da sie unter den Formen eines chronischen Eiterfiebers in die Erscheinung trat. Vorsichtsmassregeln verhüteten das Umsichgreifen.

Aus der Geschichte der Pest kann man einen Schluss auf ihr Wesen ziehen. Sie ist eine äusserst gefährliche Infektionskrankheit und wird meist durch

die Menschen selbst verschleppt. Nach dem Erreger der Pest suchte man lange Zeit vergeblich. Das Verdienst, ihn gefunden zu haben, kommt dem japanischen Professor Kitasato, der Robert Koch seine Ausbildung verdankte, zu. Die Erreger sind einzellige Pilze und besitzen grosse Aehnlichkeit mit dem Kommabazillus. Ihre Länge beträgt 0,001 mm, ihre Breite die Hälfte. Sie kommen einzeln oder zu zweien, bisweilen auch in langen Ketten vor. Man ist leicht imstande, die Bazillen in Kulturen zu züchten und sie durch Impfung auf Tiere zu übertragen. Ausserhalb des Körpers sind die Bazillen äusserst kurzlebig, da sie wenig widerstandsfähig sind. Trockene Luft und eine Tempeıatur von mehr als 50° bringt sie zum Absterben. Am giftigsten sind sie im animalischen Körper, wogegen sie in den Exkrementen nicht lange leben. Sie nehmen keine Dauerformen an, bilden also keine Sporen. Der geringen Widerstandsfähigkeit der Bazillen verdanken wir die Thatsache, dass eine Seuche selten länger als 6 Monate dauert.

Einiges sei an dieser Stelle auch über den klinischen Verlauf der Krankheit gesagt. Sie befällt den Menschen ganz unvermutet ohne vorherige Erscheinung, wie etwa beim Typhus und ähnlichen Krankheiten. Der Patient wird von einem starken Schüttelfrost, Kopfschmerz, Taumel wie bei schweren Vergiftungen ergriffen. Es tritt hohes Fieber ein, das den „Bubo“ im Gefolge hat. Eine Lymphdrüse schwillt an und eitert, heftige Schmerzen erregend. Hier ist die Krankheit in ein Stadium gekommen, in dem noch eine Wende zum Guten eintreten kann. In diesem Falle lässt das Fieber nach, und die Zeichen der Genesung treten unverkennbar auf. Aber grösstenteils treten die Bazillen in das Blut und werden in die Organe, die Nieren, Lungen, Milz verschwemmt. Es tritt dann das Eiterfieber, Herzlähmung mit ihr verbunden, der Tod ein.

In der Therapie der Pest sind in den letzten Jahren keine besonderen Fortschritte zu verzeichnen. Man muss sich daher auf prophylaktische Massregeln beschränken. Diese sind dadurch erschwert, dass dem Erreger der Eintritt in den menschlichen Körper sehr leicht ist. Er gelangt durch die Respirationsorgane und sogar durch die unverletzte Haut ins Innere. In den Darm dringt er in seltenen Fällen, weil die Salzsäure des Magens wahrscheinlich den Bazillus abtötet.

Eine Frage drängt sich an dieser Stelle auf, wielange nämlich die Inkubationszeit dauert. Man hat beobachtet, dass Leute, die aus einer pestfreien Stadt in eine von der Pest befallene kommen, innerhalb von zwei Tagen erkrankten. Es können jedoch schon 24 Stunden nach der Infektion die Krankheitserscheinungen zu Tage treten. Die längste Dauer der Inkubationszeit ist zwölf Tage. Diese für die Quarantänebestimmungen wichtige Beobachtungen machte man an Verbrechern, die zum Tode verurteilt waren.

Was die Infizierung der Pest betrifft, so kann man sagen, dass sie häufig durch die Effekten und die Absonderungen des menschlichen Körpers herbeigeführt wird. Eine sehr wichtige Rolle bei der Verbreitung der Pest spielen die Ratten, und man kann die Wahrnehmung machen, dass den meisten Epidemien ein allgemeines Sterben unter ihnen vorangeht. Von den Insekten sind es vor allem die Flöhe, welche durch ihre Stiche die Menschen infizieren können.

Nicht sehr zu verwundern ist es, dass die Pest gerade unter armen Leuten am meisten wütet. Denn diese wohnen dicht bei einander, in finsteren und feuchten Räumen, was dem Bazillus die Existenz ermöglicht. In Bombay giebt es siebenstöckige Häuser, in denen eine Unzahl Menschen wohnt. Die Räume dieser Häuser besitzen die denkbar günstigsten Bedingungen zur Verbreitung der Pest. Dazu kommt, dass die armen Leute den Ausbruch der Pest solange wie möglich verheimlichen. Dass der bessere Stand weniger der Ansteckung ausgesetzt ist, lehrt die Beobachtung, die man in Wien 1713 machte, wo das feinere Stadtviertel pestfrei blieb.

Das epidemische Auftreten der Pest in den verschiedenen Ländern geht nach einer bestimmten Reihenfolge vor sich. Von einem Ort ausgehend, folgt die Seuche den verkehrsreichsten Strassen. Sie wird durch einen Menschen meistens eingeschleppt und überträgt sich auf die mit denselben in Verkehr stehenden Personen, Pfleger, Aerzte. Sie tritt im Anfange in einem Orte gruppenweise auf und erstreckt sich erst später auf weitere Kreise. Nach dem Erlöschen der Seuche kommen noch vereinzelte Fälle vor. In manchen Gegenden giebt es endemische Herde, wie in dem erwähnten Himalayagebiet. Im Ugandagebiet (Deutsch-Afrika) fand Robert Koch ebenfalls einen Herd, der dadurch endemisch geworden ist, dass die Einwohner in den finsteren Bananenhainen wohnen, welche dem Pestbazillus besonders günstige Bedingungen zur Fortpflanzung bieten.

Beachtenswert ist die Thatsache, dass das Auftreten der Pest an keine Jahreszeit und Klima gebunden ist, dass sie aber in bestimmten Gegenden jedesmal zur selben Zeit erscheint. Grosse Temperaturschwankungen sind wegen der damit verbundenen Lebensweise der Verbreitung dienlich.

Die Erkrankungsziffern bei Epidemien sind ganz erstaunliche. Als in Deutschland die Pest hauste, blieben unter 26 000 Einwohnern 6000 gesund, uod von den 20 000 Einwohnern starben 16 000. In Portugal war die Mortalität gering, nur 50%. Im Ganzen erforderte in Deutschland die Pest ein Viertel, in Italien sogar die Hälfte der Gesamteinwohnerschaft.

Für die verschiedenen Altersstufen und Geschlechter ist die Gefahr der Ansteckung eine fast gleich grosse. Kinder und Individuen im 20. bis 30. Lebensjahr erkranken am häufigsten, während das höhere Alter vom 50. Lebensjahr an selten von der Pest befallen wird. Bei Negern ist die Erkrankungsziffer grösser als bei Europäern, was jedoch lediglich der sozialen Lage derselben zuzuschreiben ist. Von den verschiedenen Be-

rufszweigen wurden in Indien vor allen die Getreidehändler pestkrank, weil diese häufig über ihren verseuchten Magazinen wohnen. Aerzte und Pfleger sind naturgemäss am meisten der Krankheit ausgesetzt. Die Prostitution bleibt dagegen, wie es in Bombay zu beobachten war, fast frei davon.

Schon in früheren Zeiten traf man prophylaktische Massregeln gegen die Pest. Besonders streng ging der englische König vor, als im 17. Jahrhundert die Seuche ausbrach, sodass Gefängnisse, Waisenhäuser und andere Anstalten von ihr befreit blieben. Gegen die Geistlichkeit erliess er die strengsten Strafen, die in ihrem fanatischen Glauben dem lieben Gott die Hemmung der Epidemie überliessen, durch eigene Vorsicht aber nichts dazu beitragen wollten. Die Mittel zur Bekämpfung, die man früher in Anwendung brachte, waren vollständig erfolglos. Heutzutage legt man zur Verhütung der Ansteckung den grössten Wert auf sorgfältige Hautpflege. Beim Ausbruch der Pest trifft man die umfangreichsten Massregeln. Besonders ist es die Stadt Bombay, die sich mit den strengsten Massregeln gerüstet hat. Es ist eine Totenbeschau eingerichtet worden, um jede Verheimlichung eines Falles zu verhindern, ferner finden Hausdurchsuchungen, Isolationen Pestverdächtiger in neu angelegten Spitälern und Desinfektionen statt. Bei grossen Epidemien werden die verseuchten Stadtviertel evakuiert und im Notfalle auch eingeäschert.

Um die Verschleppung der Pest zu verhindern, hatte im Jahre 1485 der Gesundheitsrat in Venedig die noch heute angewendete Quarantäne eingeführt. Jedes Schiff, das keinen Gesundheitspass bei sich führte, musste 40 Tage auf dem Wasser liegen. Wenn bis dahin kein Pestfall vorgekommen war, durfte es passieren. Diese Massregel wurde auch von anderen Ländern angenommen, bald aber wieder aufgegeben, da mit ihr die Lahmlegung des Handels verbunden war. Im Jahre 1893 regelte man auf der Konferenz zu Dresden die Bestimmung in der Weise, dass sowohl die allzulästige Stockung, als auch die Einschleppungsgefahr beseitigt wurde. Es wurde den einzelnen Ländern die Quarantäne, deren Dauer nach der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnis auf 12 Tage herabgesetzt werden konnte, für ihr Gebiet übertragen.

Es bleibt noch übrig, mit wenigen Worten auf die Schutzimpfungen einzugehen. Diese sind bisher resultatlos verlaufen. Aerzte, die durch Injizierung von abgetöteten Pestbazillen an sich selbst eine Immunisierung zu erzielen hofften, sahen sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Man impfte auch Pferden Bazillen ein und verwandte das Serum derselben zu Schutzimpfungen, aber auch dieses Verfahren schlug nicht an. Die Forschungen hierüber sind noch nicht abgeschlossen.

Adolf Hahn.

V. ordentliche Sitzung vom 2. Dezember 1901.

Referat von Vbr. Felix Herz über die Zolltariffrage.

Der Zoll hat, so führte der Redner aus, eine zweifache Bedeutung, zunächst eine finanzpolitische, sodann eine protektionistische. In erster Linie diene der Zoll dazu, dem Staate Geld zuzuführen. Früher, als es noch kein festes Steuersystem gab, waren die Fürsten fast allein auf den Zoll angewiesen, den sie auf Wegen, Flüssen u. s. w. erhoben. Später schritt man zur Kopf- und Kasten (Gilden) steuer. Da diese wenig einbrachte, kam man auf den Gedanken, eine Steuer auf die Konsumartikel zu legen. Man meinte den Konsumenten und traf in erster Reihe den Händler. Und diese Art der Besteuerung ist, wie Bismarck einmal sagte, die allerbeste, die sich überhaupt denken lässt.

Der Hauptzoll liegt in unserer Zeit auf dem Getreide, dieser wird bei der Einfuhr erhoben von dem, der das Getreide aus dem Auslande in das Inland einführt. Durch den bisherigen Zoll von 3,50 M. wird das Budget einer Familie nicht merklich belastet.

Die Landwirtschaft liegt in Deutschland heute danieder. Man schreibt die Schuld dem geringen Zoll zu und erstrebt daher eine Zollerhöhung auf 7 M. pro Doppelzentner. Dem Dogma Bismarcks, dass der Zoll vom Auslande getragen werde, kann man nicht zustimmen. Denn der Preis richtet sich allein nach Angebot und Nachfrage. Wenn wir die Preise für das Getreide in Warschau und in Königsberg vergleichen, so ist das Getreide in Königsberg um so viel teurer, wieviel der Zoll beträgt. Der Zoll wird, wie Brentano zeigt, nicht vom Auslande, sondern von dem Lande getragen, das ihn einnimmt.

Bisweilen leistet der Zoll etwas Gutes, besonders dann, wenn er einem neu aufblühenden Erwerbszweige zu gute kommt. So wäre die Rübenkultur in Deutschland nie zu einer solchen Blüte, der sie sich heute erfreut, gelangt, wenn nicht Napoleon durch die Kontinentalsperre der Einfuhr des englischen Zuckers eine unüberwindliche Schranke entgegengesetzt hätte.

In einer sehr lebhaften Diskussion wurde besonders die politische Bedeutung des Zolles erwähnt.

Personalia.

Aufgenommen wurden: (4)

Feist, Friedrich, stud. jur. II. (Bendorf bei Coblenz), N. 24, Linienstr. 138.

Kamnitzer II, Alfred, stud. pharm. I. (Arys), N. 4, Tieckstr. 11.

Lustig, Fritz, stud. pharm. I. (Ratibor, Ring 4), N. 4, Tieckstr. 11.

Schlichting, Walther, cand. jur. V. (Kiel, Hospitalstrasse 27), N. 4, Chausseestr. 1a.

Inaktiviert wurde: (1)

Martin Fels.

Zum A.H. ernannt: (2)

Siegmann, Julius, Apotheker (aktiv seit 99).
Tarnowski, Felix, Referendar (aktiv seit 97).

Seine A.H.-Würde legte nieder:

Blumenthal, David, Ingenieur.

Familiennachrichten:

A.H. Dr. Joseph wurde ein Sohn geboren (s. Anzeige).

A.H. Fritz Landsberg wurde ein Sohn geboren, der den Namen Robert Emanuel erhielt.

Prüfungen, Niederlassungen, Anstellungen etc.:

A.H. Dr. Adler ist dirigierender Arzt am israelitischen Krankenheim geworden.

A.H. Dr. Mislowitzer ist zum Stadtverordneten in Schneidemühl gewählt worden.

A.H. Dr. Odenheimer ist an das IV. Notariat in Pforzheim in Baden versetzt worden.

A.H. Dr. Rosenbaum weilt jetzt zwecks Ablegung des Assessorexamens in Berlin.

A.H. Rothschild promovierte als Dr. jur.

A.H. Dr. Leo Selbiger bestand das Assessorexamen.

A.H. Julius Siegmann bestand die pharmaceutische Staatsprüfung und ist in der Wrangelapotheke, Wrangelstr. 108, beschäftigt.

A.H. Tarnowski bestand das Referendarexamen und ist dem Amtsgericht Strausberg überwiesen worden.

Vbr. Ignaz Lippmann bestand das Referendarexamen.

Adressenveränderungen:

(s. beiliegende Mitgliederliste.)

Aemter.

Vorstand: Vbr. Herzfeld, Schriftwart an Stelle von Walter Simon.

Ehrengericht: Vbr. Vbr. Apfel, Martin Fels, Arthur Levy, Hans Kamnitzer, Alfred Simon.

Redaktionskommission: Vbr. Walter Simon an Stelle von Herzfeld; Vbr. Herzfeld an Stelle von Walter Simon vom Vorstande entsandt.

Aktionskomité: A.H. A.H. P. Muszkat, Wallenberg; Vbr. Vbr. A. Muszkat, Isaac, Stern; vom Vorstande: Apfel.

Fechtwarte: Lewin, H. Kamnitzer.

Fuxmajor: Br. Fels an Stelle von A.H. Tarnowski.

Ballausschuss: A.H. A.H. Dr. Lippmann (Vorsitzender), Rawitz, Tarnowski; Vbr. Vbr. Br. Fels, Kamnitzer; vom Vorstande: Hennes (Kassenwart).

Presskommission: A.H. P. Muszkat, Vbr. Vbr. A. Muszkat, Apfel.

Satzungskommission: A.H. A.H. Dr. Siegmann, Rawitz, Jaffé; Vbr. Vbr. F. Herz, H. Kamnitzer, W. Simon; vom Vorstande: Wundermacher.

Commentkommission: A.H.A.H. Jaffé, Tarnowski; Vbr. Vbr. Chajes, Spiro; vom Vorstande: Hennes.

Anzeigen.

Allen lieben A.H. A.H. und Vbr. Vbr. zeige ich die

Geburt eines Sohnes

ergebenst an.

Frankfurt a. M., November. — Dr. Ludwig Joseph, F.W.V. A.H.

Liebe A.H. A.H. und Vbr. Vbr.!

Auf Grund eines Beschlusses der Vgg. vom 24. Oktober 1901 findet eine Neuordnung der **Bibliothek** statt. Ich bitte daher alle A.H. A.H. und Vbr. Vbr., sofern sie etwa Schriften und Bücher der Vereinsbibliothek in Händen haben sollten, mir diese sobald als möglich zugehen zu lassen.

Gleichzeitig erinnere ich daran, dass gemäss Vereinsbeschluss vom 23. Februar 1891 jeder A.H. und Vbr. verpflichtet ist, von den von ihm verfassten Werken mindestens ein Exemplar der Vereinsbibliothek zu übereignen.

Mit F.W.Ver Gruss

Martin Wundermacher F.W.V. XXXXX
Berlin NW. 23, Claudiusstr. 12.

Der nächste Monatsbericht

erscheint am 1. Februar 1902. Redaktionelle Beiträge sind druckfertig (d. h. in deutlicher Schrift, bes. der Namen, unter Vermeidung von Abkürzungen und Verbesserungen, einseitig beschrieben, mit freiem Rand) an den Vorsitzenden der R.-K., A.H. Referendar Paul Muszkat, W. 50, Marburgerstr. 16, bis zum 18. Januar einzusenden.

Vorsitzender der R.-K.: Referendar Paul Muszkat, W. Marburgerstr. 16.
Druck von J. S. Preuss, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.